Aufwärts

Bezugspreis: Erscheint wöchentlich sechsmal. — Preis monatlich 1.35 und 0.36 Bestellgebühr, beim eigenen Postamt bestellt. — Fürs Ausland unter Streifband 1.35 (inkl. Postgeld). Preis der Einzelnummer 10 Pfg. Postscheckkonto Hannover 67 377.

Christliches Tageblatt
mit den Beilagen „Für Herz und Haus", „Kindergabe" und „Unser Ziel."

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 Pfennig, Reklame 30 Pfg. Beilagen unter 25 g je tausend 15 Mk. Schluß der Anzeigen-Annahme nachmittags 3 Uhr. Postscheckkonto Hannover 67 377.

Nr. 278. | Bielefeld-Bethel (Verlagsort Bielefeld), Sonntag, den 24. Dezember 1933. | 15. Jahrgang.

O, wie stromt die Freudenquelle
mitten in der Wüste helle!
Schöpfe du auch deines Teils
Wasser aus dem Born des Heils!

Weihnachtsfreude.

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch! Phil. 4, 4.

Es gibt eigentlich nur eine Freude in der Welt, die diesen Namen wirklich verdient, und das ist die Weihnachtsfreude. Alle andere Freude ist wie der Tau, der einen Augenblick im Sonnenschein lieblich blinkt und glitzert, dann hat ihn dieselbe Sonne verzehrt und er verdunstet. Weihnachtsfreude aber ist unvergänglich. Seit ihrem Kommen in die Welt erstrahlt sie als das einzige wahrhaft helle Licht auf dieser freudenarmen Erde unermüdlich und unaufhörlich in unverminderter Kraft. Es gibt keinen Sonnenglanz, vor dem dieser Stern verblaßt. Es gibt kein Lebensalter, in dem diese Freude keinen Raum mehr hätte.

Denn es ist ja nicht wahr, daß Weihnachten das Fest der Kinder wäre. Wohl mag ein frohes seliges Ahnen das Kinderherz erfassen, aber Weihnachtsfreude voll zu genießen, dazu gehört eine größere Reife, als Kinder sie besitzen. Mit der zunehmenden Erkenntnis wächst die Freude an Gottes Weihnachtsgabe. Nicht als ob uns das Weihnachtswunder allmählich begreiflicher würde, nein, im Gegenteil: es wird immer unfaßlicher.

Ja die dürftige Krippe mit dem Kindlein darin ist vielen im Wege. Denn der duftige Zauber, den menschliche Phantasie um die Geburt unseres Herrn gewunden hat, ändert daran nichts. Im Gegenteil, er lenkt uns gar leicht von der Hauptsache ab. Viele meinen zwar, ihre Freude würde durch solches Beiwerk erhöht, aber wird sie nicht gar oft in das Irdische, Weltliche verkehrt? Bleiben nicht viele am äußeren Schmuck hängen? Sie begrüßen das Fest als wertvolle Familienfeier, aber an der einzigartigen Gabe, die Gott in Jesus Christus uns zugedacht hat gehen sie achtlos vorüber. Auch heidnische Völker haben sich in ihren Religionen Weihnachtsbräuche u. Weihnachtsmärchen ersonnen. Von Buddha und Krischna erzählt man phantastische Geburtsgeschichten. Am Geburtstage Mohammeds lauschen die Karawanenführer den Wunderlegenden von der Geburt des Propheten. Die Weihnachtskrippe dagegen hat ihre harten Ecken und Kanten und verträgt in ihrer Nüchternheit keine Verklärung durch menschliche Künstelei. Dies Kindlein, so wie es da ist, in seiner Dürftigkeit und Schwäche, soll der Welt Heiland und Herr unseres Lebens sein? Menschen haben aus ihm einen Lehrer der Weisheit und Tugend, ein Vorbild der Liebe, ein Genie des Glaubens, einen heldischen Christus gemacht — wo doch so gar nichts von einem großen Helden, wie die germanischen Vorfahren und heutigen Nachfahren ihn wünschen, an ihm sichtbar wird, sondern das Kindlein wächst wie unsereiner heran, geht dann den Weg zum Kreuz, in die bittere Not des Erdenlebens hinein. Gott liefert ihn der Welt völlig aus, alles königlichen Glanzes bar, überläßt ihn der Schmach und dem Hohn. Aber der, der da in diesen armseligen Windeln eingehüllt liegt, ist doch der, der uns erlöst, durch Leiden und Sterben rettet und den Weg zum Himmelreich führt. Daß so einer zu uns armen Menschenkindern kommen durfte, das am Weihnachtstage vor Augen zu sehen, das und das allein ist unsere unvergängliche Freude, die Himmel und Erde überdauert.

Simon.

Das hat er alles uns getan,
sein groß Lieb zu zeigen an.
Des freu' sich alle Christenheit
und dank ihm des in Ewigkeit.

Luther.

Was vorgeht.

Nun ist wieder einmal Weihnachten. Es gibt wohl keinen anderen Tag im Jahre, für den so allgemein der Wunsch besteht, seinem Mitmenschen eine besondere Freude zu machen, als diesen Weihnachtstag. Für den, dem die Weihnacht die höhere Bedeutung in christlichem Sinne hat und behalten soll, ist es oft schmerzlich gewesen, daß dieser Sinn so stark verdunkelt wurde durch die weitgehende Veräußerlichung, die sich im Laufe der Zeit vollzog. Aber auch in der Zeit, wo das öffentliche Leben von Mächten beherrscht wurde, die im tiefsten und letzten Grunde für die christliche Weihnachtsbotschaft nur noch ein spöttisches Lächeln hatten, ist an der deutschen Art und Sitte des Weihnachtsfeierns nichts geändert worden. Nur wo in den Großstädten und an den Zentralen freigeistiger oder widerchristlicher Bewegungen die Gelegenheiten dazu gegeben waren, wurde in zunehmendem Maße versucht,

Deutsche Weihnacht 1933

Es glitt ein Stern in dunkler Nacht
Aus Gottes gnadenreichen Händen,
Hat tausend Kerzen angefacht,
Die nun ihr Licht an uns verschwenden.

Wir rangen mit der Finsternis,
Die uns mit roher Faust umkrallte,
Die alles Glück in Fetzen riß
Und Unheil nur auf Unheil ballte.

Der ganze Fluch des Erdenrunds
Schien unentrinnbar uns zu fassen,
Und dennoch hat der Glaube uns
Nicht einen Augenblick verlassen.

Und nun erstrahlt in jäher Pracht
Das deutsche Land an allen Enden -
Es glitt ein Stern in dunkler Nacht
Aus Gottes gnadenreichen Händen . . .

H. Huttel.

bei jung und alt den Glauben an die zur Weihnacht verkündete Frohbotschaft der Menschwerdung Gottes zu zerstören und dem Feste nur den Sinn zu geben, daß es die Wende bedeute aus der Nacht des Winters zum aufsteigenden Frühling mit neuem Leben in der Natur. Es hat aber niemand an den schönen Bräuchen, die sich im Laufe der Zeit bei uns zur Feier der Weihnacht gebildet haben, etwas geändert, und so ist auch in diesem Jahre wieder die Zeit heraufgekommen, die auch einmal einen Lichtstrahl der Liebe und des Gedenkens dorthin bringt, wo durch mißliche Verhältnisse sonst ständig Dunkel, Elend, Schmerz und Leid herrschen.

Wenn wir aber hier auch die Weihnacht und die Art, wie das Fest gefeiert wird und gefeiert werden soll, in Zusammenhang bringen mit politischem Geschehen, dann soll es doch auch heute ausgesprochen werden, daß das deutsche Volk allen Grund hat, das diesjährige Weihnachtsfest mit besonderer Freude und Dank zu begehen. In diesem Jahre werden wir in jenen Großstädten keine öffentlichen Feiern erleben, in denen vor der Jugend und von der Jugend das verhöhnt wird, was seit Jahrhunderten den deutschen Menschen die Grundlagen geworden sind zum Frommwerden und zum Gutsein, die Botschaft von dem in die menschliche Armut gekommenen Gottessohn. Mit starker und fester Hand hat die Regierung Adolf Hitlers, die uns gleich zu Anfang des Jahres geschenkt wurde, die Organisationen beseitigt, die darauf ausgingen, den Menschen den Glauben an die über uns allen waltende Hand eines gerechten und gütigen Gottes und die Achtung vor seiner Autorität und den Glauben an seine ewige Barmherzigkeit aus den Herzen zu reißen. Unter seiner Regierung wird es nicht mehr möglich sein, daß bei Straßenumzügen Figuren und Bilder umhergetragen werden, durch die Bibel, Kirche und Christentum verhöhnt, daß in Buchläden schamlose Bilder und Bücher ausgelegt und verkauft, in Kinos und Theatern unzüchtige Stücke und Szenen geboten werden. Und wenn deshalb das deutsche Haus in diesem Jahre verschont bleibt von vielen Dingen, die sonst denen, die etwas hielten auf äußere und innere Sauberkeit, Sorge machen, dann sollte auch ein froher Dank zum Himmel aufsteigen dafür, daß über unserem Vaterlande nach langen Jahren des Niederganges, der wirtschaftlichen und sittlichen Demoralisation, nun ein neuer politischer Frühling heraufgezogen ist, und daß die Hoffnung besteht, daß auf diese Wendezeit, die doch eine Zeit des frohen Hoffens ist, die Sommerzeit der Reife und dann auch die Zeit der vollen, guten Ernte folgt.

Während das deutsche Volk fast ohne Ausnahme sich der Wandlung freut, die sich für Deutschlands Eigenleben vollzogen hat, gibt es noch so mancherlei, was seine dunklen Schatten wirft in den Lichtkreis. Wir denken da zuerst an die Vorgänge in Litauen. Das Versailler Diktat hat nun einmal im Osten Verhältnisse geschaffen, die die Deutschen in den umstrittenen Gebieten nie wieder ihres Lebens froh werden lassen, so lange die Versailler Bestimmungen unverändert bestehen. Hier im Memelgebiet handelt es sich aber nun auch noch um einen Vorgang, bei dem nach Ansicht der deutschen Regierung sich Litauen nicht einmal an die getroffenen Vereinbarungen hält, sondern Verordnungen trifft, die die Situation noch verschärfen und einen Protestschritt der deutschen Regierung nötig machten. Der litauische Gouverneur des Memelgebietes hatte dem Direktorium aufgegeben, 101 hauptsächlich reichsdeutschen Beamten die Ausübung ihres Dienstes in Zukunft im Memelgebiet zu untersagen. In der Mittwochnummer berichteten wir darüber. — 101 reichsdeutsche Beamte, darunter auch viele Lehrer, sollten zum Teil zum 18. Januar, alle aber bis zum Juli 1934 ausscheiden. Der deutsche Gesandte in Kowno und der deutsche Generalkonsul in Memel haben auf Anweisung der Regierung Einspruch erhoben. Die Rechtslage wird wie folgt dargestellt:

1. Nach Artikel 5 des Memelstatuts steht das Recht der Einstellung und Entlassung von Beamten den Memelbehörden zu. Hieraus ergibt sich, daß der litauische Gouverneur des Memelgebiets, dessen Aufgabe in erster Linie ist, die litauische Souveränität in diesem Gebiete zu wahren, seine Befugnis überschreitet, wenn er das Memel-Direktorium anweist, Beamte des Memelgebiets einzustellen und zu entlassen.

2. Bei den Beamten des Memelgebiets ist zu unterscheiden in solche, die in den der litauischen Regierung unterstehenden Dienstzweigen angestellt sind, und solche, die im Dienste der memelländischen Verwaltung stehen.

Die litauische Regierung hat sich auf Grund des Artikels 28 des Memelstatuts verpflichtet, die in ihrem Dienst befindlichen Beamten der Eisenbahn, Post, Grenz-, Zoll- und Hafenverwaltung, soweit sie Bürger des Memelgebiets sind und 1. Januar 1924 angestellt waren, beizubehalten.

Hinsichtlich der der memelländischen Verwaltung unterstehenden Beamten bestimmt der Artikel 29, daß die wohlerworbenen Rechte aller Beamten und Angestellten, die am 1. Januar 1923 im Memelgebiet angestellt waren, von den Behörden des Memelgebiets anerkannt werden.

Zu diesen wohlerworbenen Rechten gehört in erster Linie das Recht auf lebenslängliche Anstellung, das seitens der litauischen Regierung bisher auch nicht bestritten worden ist.

Auch die nach dem 1. Januar 1923 eingestellten Beamten genießen die gleichen Rechte.

Aus der weiteren Begründung durch die Regierung geht hervor, daß von seiten Litauens durch besondere Gesetze Versuche gemacht worden sind, die genannten Bestimmungen zu umgehen. Die deutsche Regierung hat aber sofort die litauische Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Gesetz nicht im Einklang mit dem Memelstatut stehe, und ist nun jetzt der Meinung, daß die litauische Regierung nicht das Recht habe, Lehrer zu entlassen, die vor dem 1. Januar 1930 angestellt waren, und daß diese Lehrer verlangen können, daß ihre wohlerworbenen Rechte anerkannt werden.

Diese Sache bewegte uns gerade jetzt um so stärker, wo sich in Deutschland allmählich für alle Staatsbürger, mögen sie eine Stellung oder einen Beruf haben, wie sie wollen, das zunehmende Gefühl der Sicherheit ein Geschenk ist, für das jeder auch in diesen Festtagen besonders dankbar sein kann. Und wenn Minister Dr. Goebbels in diesen Tagen vor einem Teil der Berliner Amtswalter einen Rückblick auf das vergangene Jahr und einen Ausblick auf das neue Jahr gab und am Schluß folgendes sagte:

„Voller Zuversicht treten wir in das neue Jahr. Es wird wieder ein Kampfjahr werden, wie alle unsere vergangenen Jahre Kampfjahre waren und es bleiben werden bis an das Ende unsres Lebens. Wir wollen nicht zerstören, sondern wir wollen aufbauen, ein neues Deutschland, ja schließlich schlechthin ein geistig neues Europa", dann sehen wir an dem Vorgang im Memelgebiet, welche Riesenarbeit noch zu leisten ist, bis daß dieses geistig neue Europa, an das Dr. Goebbels denkt, ersteht aus der geistigen Sphäre, aus der vorläufig noch solche verbitternden Dekrete geboren werden. Das nationalsozialistische Deutschland, von dem die Geschäftsdemo-

411 Stadt. Bibliothek S 839

kratie der Welt zuerst ein Gruseln beibringen wollte, indem sie ihr vorstellte, ein faschistisches Deutschland werde wieder der Friedensstörer der Welt sein und die eigenen Staatsbürger zu Sklaven einer diktatorischen Gewaltherrschaft machen, hat in den wenigen Monaten seines Bestehens schon soviel Beweise dafür gegeben, daß alle diese Mutmaßungen falsch waren, daß man annehmen sollte, diese betrogene Welt wisse auch etwas davon. Wenn aber Dr. Goebbels selbst sagt, daß er und seine Bewegung nicht zerstören, sondern aufbauen wollen, daß aber diese Aufbauarbeit ein Kampf sein wird, der ein ganzes Leben hindurch nicht aufhören wird, so wird auch alles Bestreben, in der übrigen Welt eine bessere Atmosphäre und ein geistig neues Europa zu schaffen, ein dauernder Kampf sein. In welcher Form dieser Kampf in der Zukunft geführt werden wird, das kann schließlich auch der klügste und geschickteste und wohlwollendste Staatsmann nicht im voraus bestimmen.

Es ist doch eine sonderbare Entwicklung, die sich durch die neuesten Ereignisse vollzieht, nach denen zwischen Deutschland und Frankreich Verhandlungen über eine endgültige Liquidation des Krieges erstrebt werden, die in dieser Form von allen demokratisch gesinnten und etwas „pazifistisch" angehauchten Politikern für unmöglich gehalten worden wäre. Wer Staatsehre und Volksehre für ein großes und heiliges Gut hält, wird mit dankbarer Freude die Forderungen gelesen haben, die die deutsche Regierung in Paris gestellt haben soll. Wir möchten die in 4 Punkten zusammengefaßten Forderungen noch einmal hierhersetzen:

1. Sofortige Rückgliederung des Saargebiets ohne Volksabstimmung. Als Gegenleistung sei die deutsche Regierung damit einverstanden, daß die französische Regierung die Saargruben bis zum Jahre 1935 benutze, dem Jahre, in dem laut Versailler Vertrag die Volksabstimmung hätte stattfinden müssen. Es sei nicht gesagt, daß im Jahre 1935 die deutsche Regierung bereit sein würde, die Gruben von der französischen Regierung wiederzukaufen, wie das im Versailler Vertrag vorgesehen werde, falls die Volksabstimmung zu einer Rückgliederung des Saargebietes an Deutschland ausfallen würde.

2. Die Erhöhung der Effektiven der Reichswehr bis zu 300 000 Mann und Festsetzung der einjährigen Dienstzeit. Die deutsche Regierung fordere außerdem Defensivwaffen im Sinne der Genfer Bezeichnungen, und zwar ohne Einschränkung.

3. Die deutsche Regierung sei bereit, den deutschen Rüstungsstand einer internationalen Kontrolle zu unterwerfen auf gleicher Grundlage mit den anderen Ländern. Diese Kontrolle werde sich vor allem auf die militärischen Verbände erstrecken.

4. Deutschland sei bereit, mit seinen Nachbarn Nichtangriffsverträge auf zehn Jahre abzuschließen.

Das ist die männliche Sprache, die man seit langem vermißte. Es ist die Sprache, die verstanden wird und ganz bestimmt auch gehört werden wird. Frankreich und England hängen vielleicht noch zu tief in den Maschen jener verschlagenen unehrlichen Geschäftsdemokratie, von der wir oben schon einmal sprachen, um volles Verständnis für diese deutsche Sprache zu haben. Aber die Aufnahme, die das erste Bekanntwerden der deutschen Forderungen in einem Teil der Presse dieser Länder fand, ließ erkennen, daß man sich in Paris und London darüber ganz im klaren ist, es mit einem vertrauenswürdigeren und ernster zu nehmenden Deutschland zu tun hat als dem, das einst das Versailler Diktat unterzeichnete. Für jemand, der sich die Welt der nächsten Zukunft als ein großes Reich des Friedens vorgestellt hat, mag der Umstand, daß die Forderungen Deutschlands akzeptiert werden könnten, einiges Entsetzen bereiten. Sieht es doch so aus, als werde damit ein Wettrüsten beginnen, wie es bisher überhaupt noch nicht da war. Erinnern wir uns aber der Rede, die der Reichskanzler Adolf Hitler im Oktober an die ganze Welt hielt, und in der er seine Stellung zum Kriegführen darlegte, dann können wir gewiß sein, daß der nationalsozialistische Staat der letzte sein wird, der ohne die zwingendste Not ein solches Schicksal herbeiführen wird. Die ganze Entwicklung aber zeigt, daß, wie Dr. Goebbels sagt, das menschliche Leben ein endloser Kampf sein wird. Frieden ins Herz hinein, auch im bittersten Kampf des Lebens und im blutigen Kampf um die Güter, die uns im nationalen Volkstum anvertraut sind, gibt doch zuletzt nur der Glaube an die göttliche Liebe, die sich in dem Ereignis von Bethlehem und seinen Folgen für die Welt offenbarte. Hier ist die Quelle der Kraft für allen Kampf, aber auch die Quelle der Vergebungskraft, deren Wirkung nach allem menschlichen Fehl immer wider nötig wird, um die geschlagenen Wunden zu heilen. So wollen wir hoffnungsfroh und dankbar Weihnachten feiern in der Gewißheit, daß auch der offenen und ehrlichen Politik des Führers der Segen aus der Höhe nicht fehlen und daß sie der Welt nicht noch mehr Streit und Haß, sondern mehr Frieden bringen wird.

Kr.

Weihnachten im Aufbruch der Nation.

Von P. Dr. Winckler.

Es ist ein Unterschied zwischen Weihnachten 1932 und 1933. Damals gingen noch jene furchtbaren Schallplatten um, die eine maßlose Verhöhnung des christlichen Weihnachtsfestes durch die Säle und Stuben verhetzter Volksgenossen schrien. Damals wurde an Stelle des Sterns über dem Kind in der Krippe das Emporsteigen des fünfzackigen Sowjetsternes fanatisch begrüßt. Damals prophezeiten die Feinde des Glaubens das Ende der christlichen Weihnacht. Heute lesen und hören wir die Aufrufe der Gauleiter zur würdigen Feier des Festes und politische Stellen ordnen entsprechende Maßnahmen an, daß es durch Aeußerlichkeiten nicht mehr entweiht werden solle. Brauchtum und Sitte der Väter wird in das ewige Wunder hineingetaucht, von dem das Christfest Kunde gibt, deutsches Weihtum geweiht durch den Geweihten Gottes. Bereiter als sonst vernimmt unser Volk das Lied:

„Das ewge Licht geht da herein
Gibt der Welt einen neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns zu Lichtes Kindern macht!"

Während wir uns bei der Sonnwendfeier des Winters der tiefen Lichtsehnsucht unserer Vorväter erinnern und verbunden wissen, wird doch zugleich Millionen bewußt, daß die Christfeier die Antwort Gottes auf all diese Sehnsucht ist.

Volk und Menschheit fühlt sich seit zweitausend Jahren merkwürdig tief und unabweisbar angesprochen durch das Johanneswort: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Die ihn aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Gotteskinder zu heißen". Und das Herz der „verlorenen Welt" antwortet darauf wie auf den Ruf aus dem Vaterhaus: „Sehet welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen". Irgendwie weiß es der Mensch immer, daß er dem zugehört, den der ewige Gott in Christus gesandt hat.

Die Welt hatte sich Jahrzehnte hindurch von ihm abgewandt, ihn verfehmt, gelästert und verfolgt. Es ist, wie heute jedermann weiß, die Zeit des ausgesprochenen Niederganges gewesen. Nun ist ein Umbruch geschehen. Die Weihnachtsbotschaft wird wieder gehört. Und niemand verweigert sich der Erkenntnis, daß gleichzeitig damit der Aufbruch der Nation begonnen hat. Indem sie sich vor Gott beugt, schaut sie zu ihm auf, und weiß sich mit dem Führer vor ihm verantwortlich. So feiert sie anders Weihnachten als vordem. Sie ist bereitet, Gottes Eigentum zu werden und seinen Christus als König zu grüßen.

Zwar wurden auch andere Stimmen laut, die den Gottesglauben bejahen, den Christusglauben der Weihnacht aber verneinen. Doch steht die große Mehrheit der Nation zweifellos auf dem Boden der „braunen" sächsischen Landessynode, die in dem aus Gotteskraft geheimnisvoll in die Welt getretenen Christus den Gottesheiland auch für die Deutschen bekennt und bezeugt. Auch das Volk der Deutschen soll sein Eigentum sein. Ob es ihn aufnimmt, und wie es das tut, davon hängt es ab, wie wir unsere Bestimmung erfüllen, Gottes Kinder zu heißen. Wenn Deutschland es wieder lernte, sein Schicksal unter Gottes Auge zu leben, wenn es sich in ihm von Gott geführt weiß und glaubt, daß er je und dann die Welt im Umbruch der Zeiten durch ein besonderes Wort anspricht, und wenn es unter den Weihnachtskerzen sich immer wieder dessen erinnert, daß bei der Geburt des Kindes in der Krippe wieder einmal „die Zeit erfüllet ward" und in Christus, dem fleischgewordenen Worte des Vaters, für alle Zeit gültig sein Ruf an die Welt erging, dann gibt es unter den Klängen der Weihnachtslieder nur eine folgerichtige Antwort: Wir wollen sein Eigentum sein und durch das Gotteskind Christus uns selbst zur Gotteskindschaft führen lassen.

In diesem Entschluß entfalten sich alle guten Kräfte, die der ewige Schöpfer dem menschlichen Wesen eingeschaffen hat. Sie sind durch tausendfaches Vergessen unserer Bestimmung immer wieder verderbt. Erbkrankheiten, Erbsünde und Erblaster zerstören wie schleichendes Gift unser Leben. Immer wieder wird darum das Wort von der verlorenen Welt und vom verlorenen Volk wieder laut werden. Aber ebenso wird darum auch immer wieder die Botschaft gehört werden: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Dadurch tritt auch das verlorenste Volk in jenen Umwandlungsprozeß, in dem der Führer der Nation den Willen zu Hingabe und Opfer zur Ueberwindung aller Volksnöte aufrufen darf. Jenes weihnachtliche Tun der dienenden Liebe beginnt, indem „Gemeinnutz vor Eigennutz" geht und politisches nationalsozialistisches Wollen sich mit den Kräften und Zielsetzungen des Glaubens an Christus zu heißem Ringen um ihre Verwirklichung eint. Es ist kein Zweifel, daß in dieser Verbindung auch unserem Volk der Weg des Heils gewiesen ist.

Im Oeffentlichen Konsistorium verkündete der Papst die Ernennung des neuen Bischofs von Berlin.

Das Urteil anspruchsvoller Kunden:
Der Augen Wille.... Haertel's Brille!
Schillerplatz Ecke Rathausstrasse

Ein Weihnachtsabend in Bethlehem.

Von Professor D. Dr. Jeremias in Greifswald.

Unter eine hochgewachsenen Pinie aus dem Garten, die im Heiligen Lande den deutschen Tannenbaum ersetzen muß, hatten wir im elterlichen Jerusalemer Pfarrhaus Weihnachten gefeiert. Der erste Feiertag war gekommen. Auf zur Weihnachtsstadt! war die Losung, welche die deutsche Gemeinde gegen Einbruch der Dunkelheit auf der Straße nach Bethlehem versammelte. An den heiligen Stätten der Geburtsgeschichte, zu denen Tausende und aber Tausende aus der Christenheit der Erde in diesen Tagen sehnsüchtige Gedanken sandten, wollten wir noch einmal Weihnachten feiern.

Wir brachen auf, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd. Stumm und gewaltig lagen die Zinnen der türkischen Zitadelle zur Linken unmittelbar an dem westlichen Stadtor Jerusalems, an dem die Straße nach Bethlehem ihren Ausgang nimmt. Die riesigen Quadern der Grundmauern des Baues weisen in ihrer Behauung die charakteristischen Merkmale der herodianischen Bauweise auf, sie reichen also über die Zeit Jesu zurück. Wenn diese Steine reden könnten! Sie wüßten zu berichten von dem mächtigen Palast des Herodes, den sie vor mehr als 1900 Jahren trugen, von den ersten Apriltagen des Jahres 30 n. Chr., in denen Pontius Pilatus im Herodespalast residierte, und namentlich von dem 7. April des Jahres 30, dem Charfreitag, an dem der König mit der Dornenkrone hier zum Kreuzestod verurteilt wurde.

Acht Kilometer beträgt die Entfernung von Jerusalem nach Bethlehem. Die Straße, der wir folgten, war einst auch der Weg des trauten hochheiligen Paares gewesen, das, von Nazareth kommend, zur Heimatstadt des Davididen Joseph zog. Auf halbem Wege zwischen den beiden Bergstädten Jerusalem und Betlehem liegt auf der Höhe ein dem Propheten Elias geweihtes Kloster, Mar Eljas, von dem aus man bei Tage den ersten Blick auf das lieblich am Bergeshang liegende Städtchen Bethlehem hat. Heute, in der Dunkelheit konnten wir uns nicht an dem über das Gebirge Juda hin bis fern zum Toten Meer reichenden Blick freuen; nur die Lichter von Bethlehem strahlten über das Tal herüber und leuchteten uns als Wegweiser, wie einst den Weisen der Stern über der Krippe. Noch eine knappe habe Stunde, und wir haben die Gabelung der Wege nach Bethlehem und nach Hebron erreicht. Zur Rechten steht hier ein schmuckloses Gebäude, eines der vielen mohammedanischen Heiligengräber, das Rahelgrab. Schon z. Zt. Jesu zeigte man hier seine Stätte, und man meinte, daß das mütterliche Herz der leidvollen Stammutter des Volkes vom Grabe aus teilnehmend das Geschick ihrer Kinder verfolge. An dieses Grab vor den Toren Bethlehems hat der Evangelist Matthäus gedacht, wenn er seinen Bericht über den Kindermord von Bethlehem mit den Worten beschließt: „Rahel weinte um ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen." Und bis auf den heutigen Tag lebt noch etwas von jener Vorstellung von dem mütterlichen Herz der Toten, das am Leid der bethlehemitischen Mütter teilnahm: die Taramire-Beduinen begraben ihre Kinder, wenn sie im zarten Alter sterben, gern neben dem Rahelgrab, weil sie meinen, daß sie in der Hut dieses Grabes sanft ruhen.

In wenigen Minuten führt nun der Weg in die stillen, engen Gassen von Bethlehem. Hoch oben auf der höchsten Stelle der Stadt liegt die deutsche Weihnachtskirche, ein trautes Kirchlein, in dem die Gottesdienste für die arabische Missionsgemeinde stattfinden. Ist es nicht etwas Gewaltiges, daß heute im Jahre 1933 die deutsche Mission (Jerusalem-Verein) die einzige evangelische Mission ist, die in der Geburtsstadt des Heilandes ihr Werk treibt, nachdem die schwedische Kirche während des Krieges ihre Arbeit hat einstellen müssen? Auf uns, den Gliedern der deutschen Christenheit, liegt die ganze Verantwortung dafür, daß heute in Bethlehem das Evangelium gepredigt wird! Fürwahr, das Wort des Apostels, daß die Christenheit ein Schuldner des Landes ist, dem sie das Evangelium verdankt, gilt ganz besonders von Bethlehem und gilt ganz besonders der deutschen Christenheit.

An jenem Weihnachtsabend aber hatten wir ein anderes Ziel als das Weihnachtskirchlein, das wir zur Rechten liegen ließen. Wenige Schritte, und wir standen vor dem Eingang der Geburtskirche, deren älteste Teile bis in das Jahr 326 zurückreichen, und die daher eine der ältesten erhaltenen christlichen Kirchen der Welt ist. Dieser ehrwürdige Bau, in dessen Besitz sich die römische, griechische und armenische Kirche teilen, birgt in seinem Inneren die Krypta, die der Tradition als die Stätte der Geburt Christi gilt. Ein mächtiges, von Säulen getragenes Langhaus mußten wir durchschreiten und dann am anderen Ende eine dunkle Treppe, die sich in einer Windung unter die Erde hinabzieht, hinabsteigen. Da — das flackernde Licht einiger ewigen Lämpchen leuchtet uns aus einer seitlichen Felsenhöhle entgegen. Wir stehen in der Krypta der Kirche. Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, so vermag es zwei Nischen zu erkennen, die zu ebener Erde in die Wand und den Boden der Höhle eingehauen sind. In der einen ist ein silberner Stern in den Boden eingelassen zur Erinnerung an den Stern der Weisen, in der anderen sieht man eine Nachbildung der Krippe und eine kurze lateinische Inschrift, die besagt, daß wir an der Stätte der Geburt des Heilandes stehen. Wie wird durch die schlichte Wirklichkeit der heiligen Stätte das Verständnis der Weihnachtsgeschichte lebendig. Zwar läßt sich ein zwingender Beweis für die Echtheit der Stätte nicht führen, aber die Tatsache, daß die Tradition bis in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zurückverfolgbar ist — schon Justin dem Märtyrer lag sie vor — ist für die Echtheitsfrage bedeutsam. Vor allem aber ist festzustellen, daß die Felsenhöhle durchaus den Angaben der Weihnachtsgeschichte entspricht. Wer Palästina kennt, weiß, daß es dort das Uebliche ist, Felsenhöhlen als Stallung für die Herden zu benützen, und daß es nichts Selbstenes ist, daß in den Boden gehauene Nischen als Krippen dienen. „Sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge," darum mußten Maria und Joseph in einem Höhlenstall ihre Zuflucht nehmen, als die Stunde der Geburt nahte, und darum mußte das Christuskind in der Felsenhöhle geboren werden und in einer kalten Felsennische, die sonst als Krippe diente, liegen. Wie heilig ist diese Stätte! Laßt uns anbeten.

Er ist auf Erden kommen arm,
daß er unser sich erbarm
und uns im Himmel mache reich
und seinen lieben Engeln gleich. Halleluja!

Unerfüllbare Forderungen

Zum Abbruch der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen

Die deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen, die seit Ende Oktober in Paris geführt wurden, sind ergebnislos abgebrochen worden. Der hauptsächlichste Zweck dieser Verhandlungen war es, das angekündigte französische Kontingentierungssystem so zu gestalten, daß ausgleichende deutsche Maßnahmen des Ausfuhrschutzgesetzes nach Möglichkeit vermieden werden können. Dieser Versuch hat zu einem Erfolg nicht geführt. Die Verhandlungen sind — abgesehen von Einzelheiten, über die man sich schließlich hätte einigen können — hauptsächlich an zwei französischen Forderungen gescheitert.

Es ist von französischer Seite ein so starker Abstrich an dem deutschen Ausfuhrüberschuß verlangt worden, daß die Gefahr bestanden hat, daß der dann noch verbleibende Rest nicht einmal mehr ausreicht, um devisenmäßig den Transfer der Zahlungen zu decken, die unter dem Regime der Stillhalteabkommen und der gegenwärtigen Handhabung des deutschen Transfer-Moratoriums noch aus der deutschen Volkswirtschaft auf die französische Volkswirtschaft zu übertragen sind. Ein solches Ergebnis konnte die deutsche Regierung sowohl im Hinblick auf die eigene Devisenlage wie auch aus Rücksicht auf die Lage Deutschlands gegenüber der Gesamtheit der privaten Auslandsgläubiger nicht annehmen.

Außerdem wollte Frankreich den in Aussicht genommenen Abstrich an dem deutschen Ausfuhrüberschuß auf einen so kleinen Ausschnitt aus der gesamten deutschen Warenausfuhr konzentrieren, daß den davon betroffenen deutschen Waren der französische Markt für die Zukunft in einer unerträglichen Weise verschlossen worden wäre. Es wären davon so gut wie alle deutschen landwirtschaftlichen Ausfuhrerzeugnisse betroffen worden, sowie eine Anzahl industrieller Erzeugnisse, für die der französische Markt von besonderer Bedeutung ist.

Wie die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sich vom 1. Januar 1934 ab nunmehr gestalten werden, hängt allein von den Maßnahmen der französischen Regierung ab.

An sich läuft das Handelsabkommen von 1927 weiter. Die deutsche Regierung wird abwarten, wie die französische Regierung ihre Einfuhrkontingentierungen in Zukunft handhaben wird. Danach werden sich etwaige deutsche Maßnahmen richten.

Das Reiseabkommen gegenstandslos

Die Verhandlungen über eine Verlängerung des deutsch-französischen Reiseabkommens, das die Mitnahme von 500 Mark monatlich pro Person bei der Einreise nach Frankreich vorsah, führten ebenfalls nicht zum Ziel. Da nach der Entwicklung im Jahre 1933 die deutsche Delegation auf dem vollen Betrag von 75 Millionen Franken Devisen bestehen mußte, hat die französische Delegation auf eine Erneuerung des Reiseverkehrs-Abkommens verzichtet. Die Folge ist, daß ab 1. Januar 1934 die bisherigen Sonderabmachungen über den Reiseverkehr nach Frankreich gegenstandslos werden und der nach den Devisenbestimmungen geltende niedrige Satz von 200 Mark monatlich nunmehr für Frankreich Geltung hat.

Französischer Ausgleichzuschlagszoll?

Zu den deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen erklärt eine Havasauslassung, daß Frankreich vom 1. Januar 1934 ab nunmehr in der Lage sein werde, das deutsche Einfuhrkontingent automatisch um 75 Prozent herabzusetzen, ohne sich allerdings deutschen Gegenmaßnahmen widersetzen zu können. Außerdem werde französischerseits die Einführung des Ausgleichzuschlagszolles ins Auge gefaßt.

„Oeuvre" schreibt, man müsse damit rechnen, daß Deutschland vom 1. Januar 1934 an Kontingentierungsbestimmungen bezüglich französischer Woll- und Baumwollstoffe und bezüglich französischer Weine usw. erlassen werde. Ein Wirtschaftskrieg zwischen Deutschland und Frankreich würde für beide Länder unheilvolle Ergebnisse haben und er würde in gleicher Weise den gegenwärtigen diplomatischen Verhandlungen zwischen beiden Ländern Schaden zufügen.

Das Ergebnis von Paris

Meinungsaustausch über „Verständigungsaussichten".

Ueber den französisch-englischen Meinungsaustausch ist folgender offizieller Bericht veröffentlicht worden:

„Sir John Simon, der nach Capri reist, um dort die Weihnachtstage zu verbringen, hat seinen Aufenthalt in Paris dazu benutzt, dem Ministerpräsidenten und dem Außenminister einen Besuch abzustatten, mit denen er in Gesellschaft verschiedener Mitglieder des französischen Kabinetts gefrühstückt hat. Die englischen und französischen Minister haben einen eingehenden freundschaftlichen Meinungsaustausch über die aktuellen internationalen Fragen gepflogen. Sie haben insbesondere die Verständigungsaussichten im Hinblick auf die Wiederaufnahme der Arbeiten der Abrüstungskonferenz geprüft und anerkannt, daß es von Wichtigkeit wäre, die Autorität des Völkerbundes in Takt zu halten."

Deutsche Gegenfragen

Wann und wieweit rüstet Frankreich ab?

Wie der Berliner Korrespondent des „Journal des Débats" erfahren haben will, sollen im Laufe der deutsch-französischen Fühlungnahme an Frankreich eine Reihe von Fragen gerichtet worden sein, die feststellen solle, wie es sich mit den Abrüstungsabsichten auf französischer Seite verhält. Der Korrespondent zählt folgende drei Fragen auf:

1. Zu welchem Zeitpunkt gedenkt Frankreich mit seiner Abrüstung zu beginnen?

2. Auf welche bestimmte Punkte wird sich diese Abrüstung erstrecken?

3. Wie wird sich diese Abrüstung ziffernmäßig ausdrücken?

Gleichgültig, ob die Informationen des „Journal des Débats" authentisch sind oder nicht, auf alle Fälle ist das Thema, das damit angeschnitten wird, an sich interessant. Der Abrüstung könnte gewiß nichts förderlicher sein, als wenn Frankreich sich entschließen würde, auf diese drei Fragen, die nun einmal in die politische Diskussion der Weltöffentlichkeit geworfen worden sind, eine Antwort zu erteilen. Nicht nur Deutschland sondern die ganze Welt wird eine derartige Antwort gewiß mit dem brennendsten Interesse vernehmen.

Die Nebentätigkeit der Beamten

Ein Erlaß des preußischen Kultusministers.

Der preußische Kultusminister Rust hat im Hinblick auf die besonderen Verhältnisse der Unterrichtsverwaltung besondere Bestimmungen über die Nebentätigkeit der Beamten getroffen.

Danach ist in Zukunft den im öffentlichen Schuldienst stehenden Lehrern die nebenamtliche Ausübung des Organisten-, Kantor-, Lektoren-, Kirchenchorleiter-Dienstes zu versagen, wenn die Kirchengemeinde für dieses Amt ein Gehalt auswirft, mit dem bei bescheidenen Ansprüchen eine hauptamtliche Kraft angestellt werden kann. Auch der Kirchenrendanten-Dienst wird regelmäßig durch kaufmännisch geschulte Kräfte ausgeübt werden können, ohne daß hierdurch der Kirchengemeinde zu hohe Kosten entstehen.

Eine Genehmigung zur Ausübung der Nebentätigkeit dieser Art komme nur ausnahmsweise in Frage. Bei nichtplanmäßigen Beamten (Lehrern) ohne feste Bezüge und bei Beamten (Lehrern) im Vorbereitungsdienst sei gegen die Genehmigung der Erteilung von Privat- und Nachhilfeunterricht dann im allgemeinen nichts einzuwenden, wenn eine Benachteiligung der Dienstleistungen nicht zu befürchten ist und wenn die Einnahmen aus solcher Unterrichtstätigkeit unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Beamten (Lehrers) sich in einem angemessenen Rahmen halten.

Ausschaltung der Juden

aus der preußischen Volksschulverwaltung.

Das preußische Staatsministerium hat ein Gesetz verabschiedet, das die Ausschaltung des Judentums aus der gesamten preußischen Volksschulverwaltung festsetzt.

Bisher war im Volksschulunterhaltungsgesetz vom 28. Juli 1906, das in der Fassung vom 7. Oktober 1920 noch jetzt Gültigkeit besitzt, bestimmt, daß in allen Fällen, in denen in einer Stadt mindestens zwanzig jüdische Volksschulkinder vorhanden waren, zusammen mit anderen auch der dienstälteste Ortsrabbiner der Schuldeputation anzugehören hatte. Ferner war die Einbeziehung des dienstältesten Ortsrabbiners in den Schulvorstand vorgesehen. Nunmehr hat das Kabinett Göring alle Bestimmungen, die die Einschaltung der Vertreter des Judentums in die Volksschulverwaltung vorsahen, aus dem Volksschulunterhaltungsgesetz gestrichen, so daß auch diese lose Verbindung zwischen deutscher Volksschule und Judentum in Preußen beseitigt worden ist.

Neue Leitung der Deutschen Christen

Berlin, 23. Dezember.

Die Reichsleitung der Deutschen Christen ist mit dem 21. Dezember von Dr. jur. Kinder übernommen worden. Die in die Wege geleiteten Maßnahmen lassen erkennen, daß eine Umbildung der Glaubensbewegung Deutsche Christen vorgenommen wird. Es soll unter Ausschaltung aller machtpolitischen Bestrebungen in der Kirche die völlige Schicksalsverbundenheit zwischen dem evangelischen Volk und dem Nationalsozialismus hergestellt werden.

Die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung übernimmt vom 1. Januar 1934 ab die Finanzen und Verwaltung des deutschen Frauenarbeitsdienstes.

Die Einigung der Jugend

Berlin, 23. Dezember.

Der Reichsbischof Ludwig Müller und der Reichsjugendführer trafen sich zu einer neuen Aussprache. Der Reichsjugendführer und der Reichsbischof drückten noch einmal ihr gegenseitiges Vertrauen aus. Dem Zuge der Vereinigung der gesamten deutschen Jugend zur Staatsjugend folgend lösten sich weitere drei Jugendverbände auf. Es sind dies die Adventsjugend, sämtliche Jugendverbände der Freireligiösen Gemeinden und die Marinejugend „Vaterland". Weitere Auflösungsbeschlüsse sin zu erwarten.

Mahnung zu Besonnenheit

Vom Reichsministerium des Innern wird bekanntgegeben:

Die Einigung der Hiterjugend und der evangelischen Jugendverbände ist gesichert. Bis zu dem Zeitpunkt, wo ein Zusammenschluß in den Einzelverbänden durchgeführt wird, ist unbedingt zu vermeiden, daß durch Unbesonnenheiten und durch unfriedliches Verhalten Störungen entstehen. Im Besonderen ist herausforderndes Auftreten von Gruppen oder Einzelpersonen unbedingt zu unterlassen. Es ist selbstverständlich, daß der dem Deutschen besonders heilige Weihnachtsfrieden in dieser Zeit durch keinen Mißton gestört werden wird.

Kundgebung des Reichsbischofs

Anläßlich der Eingliederung des evangelischen Jugendwerkes in die Hitlerjugend wendet sich der Reichsbischof mit einer Kundgebung an die evangelische Elternschaft. Der Reichsbischof weist darauf hin, daß die neue Einheit unseres Volkes nach dem Willen des Führers durch eine einheitliche Erziehung unserer Jugend gesichert werden solle.

Durch die Eingliederung der Jungens und Mädels, die in den Händen des evangelischen Jugendwerkes vereinigt seien, werde dem, was in ihnen an Treue und Gefolgschaftswillen lebe, der einzige Ausdruck gegeben, der für einen Deutschen heute möglich sei. Die Neuregelung sichere diesen Kindern die Erfüllung ihres Auftrages, das Wort des Evangeliums über ihre Jugendgemeinschaft zu stellen, und sie sichere weiter jedem Hitlerjungen und -mädel die Möglichkeit, an evangelisch-christlicher Jugendgemeinschaft teilzunehmen.

Der Reichsbischof bittet alle evangelischen Eltern herzlich, ihren Kindern zu sagen, daß sie von ihren neuen Kameraden mit Liebe aufgenommen werden und daß sie ihre neuen Kameraden liebhaben sollen.

Einheitliche Kulturpolitik

Vereinbarung zwischen Göring und Goebbels.

Berlin, 23. Dezember.

Zwischen dem preußischen Ministerpräsidenten, Goering, und dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, fand eine mehrstündige Besprechung über Fragen der deutschen Kulturpolitik statt.

Es wurde dabei im Wege freundschaftlichen Meinungsaustausches volles Einvernehmen über die beiderseitigen Aufgabenkreise erzielt.

Die Ergebnisse der Aussprache werden den beteiligten Ressors als Richtlinien für die zukünftige Arbeit auf diesem Gebiete zugeleitet werden. Sie liegen im Zuge einer starken Vereinheitlichung der deutschen Kulturpolitik, wie sie organisatorisch durch das Reichskulturkammergesetz bereits eingeleitet worden ist, und legen Zeugnis dafür ab, daß der Wille zu geschlossener deutscher Kulturgestaltung im Sinne der vom Führer verfolgten allgemeinen Politik auf Seiten des größten deutschen Landes klar zum Ausdruck kommt.

Urteil gegen Hirtsiefer

Wegen passiver Bestechung zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

In dem Bestechungsprozeß gegen den früheren preußischen Wohlfahrtsminister, Hirtsiefer, vor der Großen Strafkammer des Landgerichts Bochum wurde nach mehrtägiger Verhandlung das Urteil verkündet. Entsprechend dem Antrage des Staatsanwalts wurde Hirtsiefer wegen einfacher Bestechung zur Höchststrafe von sechs Monaten Gefängnis verurteilt und ihm die Befähigung zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes für die Dauer von 3 Jahren abgesprochen. Außerdem wurden 900 RM aus seiner Bestechungssache dem Staate für verfallen erklärt.

Der Mitangeklagte Geschäftsführer Karl Mock, Berlin-Johannisthal, wurde wegen handelsrechtlicher Untreue zu 2 Monaten Gefängnis und 1000 RM Geldstrafe, der Architekt Franz Bergmann-Bochum und der Geschäftsführer Konrad Becker-Bochum wegen Beihilfe zu je einem Monat Gefängnis und 500 RM Geldstrafe verurteilt.

Dem Prozeß liegt der Bau des Wochenendhauses des früheren Ministers Hirtsiefer in Essen-Peifingen im Sommer 1931 zugrunde. Nach Annahme der Anklage ist dieses Haus kostenlos von der Heimbau A.-G. Berlin errichtet worden.

Die Führung des DDAC

Freiherr von Egloffstein zum Präsidenten ernannt.

Der Chef des Kraftfahrwesens der SA. und Führer des deutschen Kraftfahrsports, Obergruppenführer Hühnlein, hat den Chef der Verwaltung des Deutschen Automobilklubs, Günther Freiherrn von Egloffstein, zum Präsidenten des DDAC. ernannt. Die Geschäfte des Chefs der Verwaltung werden bis auf weiteres durch den Präsidenten des DDAC., Freiherrn von Egloffstein, in Personalunion weitergeführt werden. Gleichzeitig wurde Rechtsanwalt und Notar Hermann Fulle-Hannover, der infolge zu starker beruflicher Inanspruchnahme sein Amt als Präsident des DDAC. zur Verfügung gestellt hat, in Anerkennung seiner hervorragenden Kenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiete des Kraftverkehrsrechtes, sowie seiner tatkräftigen Mitarbeit beim Zusammenschluß der deutschen Kraftfahrer im DDAC. zum Rechtsrat des NSKK. und DDAC. in Kraftrechtsangelegenheiten ernannt.

Der Prozeß wegen der Ermordung des nationalsozialistischen Freiheitshelden Horst Wessel wird in Kürze teilweise wiederaufgerollt werden, nachdem es jetzt gelungen ist, zwei weitere Beteiligte an diesem Verbrechen festzunehmen.

Aber nicht lange blieben wir in der Krypta. Wir waren nicht die einzigen Besucher; bald zog eine Prozession durch den engen halbdunklen Raum, Pilger der verschiedenen Konfessionen kamen, um ehrfürchtig ihre Gebete zu verrichten; es war ein ständiges Kommen und Gehen. Es fehlte die Stille, um sich ungestört in Andacht sammeln zu können. So verließen wir die Geburtsgrotte und die Kirche. Eine lange Treppe führte aus der Stadt hinaus und ein enger, steiniger Pfad leitete uns den Hügel der Bergstadt hinab zu einem Talgrunde im Osten von Bethlehem. Es war ein mühsamer Weg, und es galt, auf Felsen und Steine zu achten. Nach einer halben Stunde mündete der Weg auf eine fruchtbare, kleine Ebene. Auf den abgeernteten Feldern dieser Ebene hat einst, der Ueberlieferung zufolge, die Moabitin Ruth, die Ahnmutter des davidischen Geschlechts, Aehren gelesen. Mitten in der Ebene liegt ein Landstück mit alten Obstbäumen. Wir waren am Ziel, dem Hirtenfeld bei Bethlehem. Wer könnte sich eine schönere Weihnachtskirche denken, als das schweigende Feld der Hirten? Ringsum die dunklen Schatten der Oelbäume, in der Ferne die Umrisse der Berge des Gebirges Juda und über uns der sternenklare morgenländische Himmel in stiller Pracht. So klar mochte damals die Nacht gewesen sein, als hier die Hirten, ihre Herde hütend, Nachtwache hielten, nicht ahnend, daß sie die erste Weihnachtsgemeinde sein sollten, der die Frohbotschaft verkündet wurde „Euch ist heute der Heiland geboren". Heute wurde die Klarheit der Nacht rings um uns nicht plötzlich überstrahlt von dem Glanz der himmlischen Heerscharen, die Gott lobten, aber ein anderer Glanz leuchtete auch uns. Es war das alte traute Weihnachtsevangelium von der Schätzung unter Augustus, von dem Kind in der Krippe, von der Botschaft der Engel. Wie anders klangen die altbekannten Worte an dieser Stätte, die selbst ein Zeuge der allerersten Weihnachtsfeier gewesen war.

Wir mußten heim. Von hoch oben leuchteten die Lichter Bethlehems herab ins Tal, und wir konnten uns vorstellen, wie die Hirten damals den steilen Pfad emporgeeilt waren ungeachtet der Felsen und Steine. „Und sie kamen eilend". Es ging ja zur Krippe.

Vom Weihnachtssingen.

Weihnachtszeit ist Singezeit! Wer's noch nicht gespürt hat, hat viel versäumt. Welch eine Fülle von Weihnachtsliedern besitzen wir! Ganze Bücher sind mit deutschen Weihnachtsliedern ausgefüllt. Aus der ältesten Zeit stammen sie, bis in die neueste Zeit kommen weitere hinzu. Darf ich eins hersetzen? Der Arbeiterdichter Fritz Woike singt:

Aller Sehnsucht Quellen rinnen,
Engel singen, fromm versteckt;
mit der Freude Silberlinnen
ist der Menschheit Tisch gedeckt.

Lauschend, wie auf Zehenspitzen
hebt die Welt ihr Angesicht,
aus verstohlenen Himmelsritzen
funkelnd blitzt das Krippenlicht.

Freu dich, Herz, du bist begnadet,
höchste Liebe wartet dein!
Was in Sternen wandelt, ladet
heute dich zur Weihnacht ein.

Die Christtage selbst sind zu kurz, um den ganzen Schatz unserer Weihnachtslieder auszuwerten. Da müssen wir schon die Weihnachtszeit, also die Woche vor Weihnachten und nach Weihnachten damit ausfüllen.

In den Häusern lasse man es klingen. Es gibt nichts Traulicheres als eine Dämmerstunde in der Weihnachtszeit. Das Licht wird noch nicht angemacht, höchstens einige Kerzen. Das Auge blickt immer wieder hinaus in die Winterlandschaft. Im traulichen Stübchen sitzt eine Mutter mit ihren Kindern und hat Weihnachtsstunde. Da werden die Weihnachtslieder gesungen, da wird vom Christkind erzählt, geheimnisvoll schreitet der Niklas durch den deutschen Wald und immer wieder singt's von neuem: „Alle Jahre wieder, kommt das Christuskind" oder „Morgen Kinder wird's was geben, morgen werden wir uns freun" oder „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all'" oder „Stille Nacht, heilige Nacht". Wer will sie alle aufzählen, die lieblichen, sinnigen Lieder! Wenn man erst dabei anfängt, kann man gar kein Ende finden. Und die Kinderstimmen werden so froh und hell bei all diesen Klängen.

Mancher unter den Lesern wird gern zurückdenken an solche Weihnachtserinnerungen aus seiner Jugendzeit. Wir sind im Aufbau neuen deutschen Volkslebens. Wir Deutschen haben unsere Seele wiedergefunden. Es ist daher so wichtig, daß alle tiefen und innerlichen Werte wieder gehoben und gepflegt werden. Wir wollen die Zeit nicht versäumen!

Hier und da hört man auch in den Häusern oder in Fabriken, daß leise oder laut von einzelnen Weihnachtsliedern bei der Arbeit gesungen werden. Es war das in früheren Zeiten noch viel mehr Sitte. Auch das dürfte wieder mehr in Uebung kommen. Stimmen wir fröhlich unsere lieben Weihnachtslieder an! Es wird mancher dadurch erfreut und selbst hineingebracht in weihnachtliches Denken und Sinnen.

In manchen Orten stellen sich auch Gruppen und Gesangchöre in den Dienst des Weihnachtssingens. Zur bestimmten Stunde, am Sonntag oder am Abend, stellen sie sich an verkehrsreichen Plätzen auf und singen Weihnachtslieder. Auch solcher Dienst ist für den Neuaufbau des Volkslebens von großem Wert. Ob das nicht auch bei uns geschehen könnte?

In allen unseren Schulen werden in dieser Zeit Weihnachtslieder geübt. Die Schüler und Schülerinnen sollen auch davon einen Schatz ins Leben mitbekommen. Das ist wichtig. Aber würde es Lehrern und Schülern nicht große Freude machen, diese Lieder auch öffentlich darzubieten. Auch die Schulen könnten sich mitbeteiligen am Weihnachtssingen, das sich zum Dienst am Volk auswirkt.

Und nun fröhlich ans Werk! Es möge bei uns singen und klingen.

Fröhlich soll mein Herze springen
Dieser Zeit, da vor Freud
Alle Engel singen,
Hört, hört, wie mit vollen Chören
Alle Luft, laute ruft
Christus ist geboren! Ldm.

Kirche und Theologie.

Der Dozent an der Theologischen Schule Bethel, Lic. Theodor Schlatter, hat einen Ruf als Dekan und 1. Stadtpfarrer von Eßlingen am Neckar angenommen, und wird zum 1. Februar 1934 in seine heimische Landeskirche zurückkehren.

Ein Taufgottesdienst für Schüler von früheren weltlichen Schulen. In einer evang. Kirche im Norden Berlins fand eine einzigartige Feier statt, die für die Aufnahme von Schülern und Schülerinnen der bisherigen weltlichen Schulen in die Kirche richtungweisend sein kann. Dort wurden etwa 160 Kinder, zum größten Teil Schüler und Schülerinnen einer früheren weltlichen Schule am Wedding, in einem feierlichen Taufgottesdienst christlich getauft.

Lokal- und Provinzialnachrichten.

— **Gadderbaum:** Flaggenehrung vor der Volksschule. Entsprechend der Verordnung des Reichsinnenministers versammelten sich gestern nach Schulschluß die Schulkinder und ihre Lehrer auf dem Schulhof zur **Flaggenehrung.** Nachdem alle Aufstellung genommen hatten, wurden die beiden Reichsfahnen, die Hakenkreuzfahne und die Schwarz-weiß-rote Fahne, gehißt. Herr Rektor Klusmeier sprach ein paar Worte tiefer Verehrung von dem Reichspräsidenten und unserm Führer und schloß mit einem dreifachen Sieg-Heil, in das Kinder und Lehrer freudigen Herzens einstimmten. Unter dem Singen einer Strophe des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes wurden die Fahnen wieder eingezogen. Darauf verabschiedeten sich die Kinder mit dem Hitlergruß von ihren Lehrern und gingen vergnügt in die Ferien.

Am 4. Januar 1934 fängt die Schule um 8.30 Uhr wieder an.

*

— **Bielefeld.** Am heutigen Sonnabend, den 23. 12. 33, werden, dargeboten von der Bethel-Posaunenmission, vom Balkon des Rathauses um 17 Uhr folgende Weisen erklingen: Sieh, dein König kommt zu dir; Händel, 1746. Vom Himmel hoch, ihr Englein, kommt; 1625, Tonsatz Kuhlo. Vers 1: Vom Himmel hoch, da komm ich her, Luther 1539. Vers 2: Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n; Prätorius 1604. Vers 6: Des laßt uns alle fröhlich sein, Bach 1736. Vers 8: Sei willkommen, edler Gast! 5stimmiger Satz von Eccardt 1597. Schlaf wohl, du Himmelsknabe du; Prof. Reimann 1897. Fröhlich soll mein Herze springen, Mel. und Satz Crüger 1662. Freuet euch, ihr Christen alle! Hammerschmidt 1646

*

Spanische Schatzschwindler!

In den letzten Wochen ist wieder eine rege Betätigung der sog. „spanischen Schatzschwindler" festzustellen. In einigen Fällen erhielten hiesige Bürger aus Barcelona Schreiben, in welchen der Absender seine Gefangennahme wegen Bankerotts mitteilt und auf einen Schatz von 1 880 000 Franks aufmerksam macht, der sich in einem von ihm auf einem französischen Bahnhof niedergestellten Koffer befände. Der Briefempfänger wird in dem Schreiben ersucht, nach Barcelona zu reisen, um dortselbst die verlangten Gerichtskosten vorzustrecken. Eine nähere Vereinbarung über die Reise würde nach der Angabe des Einverständnisses noch getroffen werden. Von der Bezahlung hinge die Freigabe der mit der Festnahme beschlagnahmten Reisetasche ab, in der sich in einem Geheimfach der Gepäckschein des Schatzkoffers befände, der alsdann eingelöst werden könnte. Für die Hilfeleistung wird ein Drittel des Schatzes zugesichert.

Vor diesem faustdicken Schwindel kann nicht dringend genug gewarnt werden.

Der Ehrenbürgermeister des Amtes Gadderbaum
als Ortspolizeibehörde:
D. Huttel.

Bethel.

Der **Kindergottesdienst** findet morgen noch einmal im Assapheum (unterer Saal) um 11 Uhr statt.

— **Unsere Verkaufsräume sind auch am Samstag, dem 23. Dezember, von 2 bis 7 Uhr nachmittags geöffnet. Ophir, vereinigte Verkaufsstellen der Anstalt Bethel.**

— **Unser nächster Fischverkauf findet in der zweiten Januarwoche statt. Ophir, vereinigte Verkaufsstellen der Anstalt Bethel.**

— **Geige,** billigst zu verkaufen. Nachzufragen in Gilgal.

— Brieftasche liegen geblieben.
Abzuholen Einzahlungskasse.

Schriftleitung: W. Kraa; Wirtschafts- und Weltpolitik: Dr. H. Huttel; Anzeigen: K. Diekmann; alle in Bethel.

Die
Antwort
auf die Frage:
„Bist Du ein Deutscher Christ oder nicht"
gibt Dr. Bodinus in seinem neuen Buche.
Preis 1 RM. / Verlag: Hermann Mattenklodt, Bielefeld. Postscheckkonto 49789 Hannover. / Prof. Dr. Dennert urteilt: Ich wünsche das Buch in die Hände aller meiner Leser. / D. Martin Ulbrich schreibt: Das Buch ist gewaltig und packend. Dr. med. Lechler sagt: Das Buch ist von hohem sittlichem Ernst.
Allen „Fröhliche Weihnachten"

Uns wurde heute unser dritter Junge geschenkt.

Dr. Georg Müller und Frau Johanna
geb. Dombois

Bethel, am 22. Dezember 1933

Die Verlobung unserer Tochter Martha mit dem Werklehrer Herrn Hermann Metzner geben wir bekannt

Gerhard Wewers
und Frau Pauline
geb. Eckert

Martha Wewers
Hermann Metzner
Verlobte

Eckardtsheim, Weihnachten 1933

Magdalene Bünemann
Gerhard Herold
Vikar
Verlobte

Bethel, Weihnachten 1933

Oeltingen/Hohenz. Neubeuern/Rosenheim

Statt Karten!

Die Verlobung ihrer jüngsten Tochter Lifriede mit Herrn Heinrich Budde geben bekannt

August Brüggemeier
und Frau Johanne
geb. Lickmeier

Krebsow, Post Züssow (Pomm.)
z. Zt. Kieren Krs. Herford

Meine Verlobung mit Fräulein Lifriede Brüggemeier, Tochter d. Gutsbesitzers August Brüggemeier und seiner Frau Johanne geb. Lickmeier beehre ich mich anzuzeigen

Heinrich Budde

Bethel b. Bielefeld
Grenzweg 4

Weihnachten 1933

Wiesbaden Evangelisches Hospiz, Oranienstraße 53
Zimmer mit und ohne Verpflegung. Mäßige Preise.

Vergessen Sie nicht, sich für die Weihnachts-Aufnahmen mit Films und Platten einzudecken. — Auch die Anleitung, wie man Weihnachtsbaum-Aufnahmen macht, bekommen Sie im Photo-Kino-Spezialhaus
ERNST LOHÖFENER
Gütersloherstraße 18 a Ruf 363

Luisenstift
(Tochteranstalt der evang.-luth. Diakonissenanstalt zu Dresden)
in **Kötzschenbroda-Niederlößnitz** bei Dresden in freier und schöner Lage.
Altbewährte Erziehungsanstalt für Töchter christlicher Eltern, mit staatlich anerkannter Höherer Mädchenschule. Sorgfältige Erziehung. Gute Verpflegung, gesunde Wohn- u. Schlafräume. Schöner, parkartiger Garten mit Spiel- und Tennisplätzen.
Aufnahme nach erfüllter Grundschulpflicht.
Oberin: **Ilse Freiin von Loewenclau.**
Schulleitung: **Oberstudiendirektor Pf. Prof. Bischoff.**

Hörügel - Harmonium
sowie fast neues **Piano**
ganz besonders preiswert abzugeben.
Pianofabrik Festing, Bielefeld, Arndtstr. 2a

Bis spätestens 1. Februar 1934 jüngere, kinderliebe
Haustochter
in vegetar. Haush. ges. (Einfam. Haus). Grdl. Ausbildg. in Haus-, Garten-, Näharbeit geboten, zunächst schlicht um schlicht. Gefl. Angebote an Frau Studienrat **Dr. F. Klein, Neuß am Rhein,** Schorlemerstraße 30.

Marienheim
Leipzig, Marienstraße 14
bietet alleinstehenden oder berufstätigen Frauen und Mädchen oder Schülerinnen für dauernd oder vorübergehend behagl. Zimmer u. Verpflegung. Monatspension von 69.— RM an.

Speisezimmer
Eiche gebeizt, Büfett 1.85 cm, Auszugtisch, vier Stühle, gebraucht, sehr billig zu verkaufen.
Desgleichen
Schreibschrank
Knoop, Bielefeld, Düppelstr. 1g

Möbel aller Art
gut und preiswert vom
Möbelhaus Heinz Klare
Bielefeld / Nur Oberntorwall 3b (gegenüber dem Kriegerdenkmal)
Erleichterte Zahlungsbedingungen!

„Willkommene Festgeschenke:"
Die Markenuhr


kaufen Sie für Damen und Herren in allen Preislagen sehr vorteilhaft
bei
Breder, Bielefeld
Fernruf 1012 Gütersloherstr. 14.



Weihnachtszeit selige Zeit

Weihnachten, die Fülle der Zeit.

„Als die Fülle der Zeit gekommen war, da sandte Gott seinen Sohn." So lautet, wörtlich übersetzt, die Weihnachtsbotschaft, wie sie der Apostel Paulus im Briefe an die Galater uns verkündigt. (Gal. 4, 4.) Weihnachten bedeutet Fülle der Zeit, — Erfüllung der Zeit. Die Zeit gleicht einem leeren Gefäße, das sich einmal füllt, und dann ist der entscheidende Augenblick da, wo Gott handelnd eingreift. Was soll das aber nun heißen, daß die Zeit voll ist? Jedenfalls wird es sich lohnen, darüber einmal nachzusinnen.

Es geht nicht an, diese Tatsache ihrer Fülle oder Erfüllung an der Zeit selber abzulesen. So hat es die Erklärung des Wortes aus dem Galaterbrief immer wieder versucht. Man konnte darauf hinweisen, daß Christus in der Tat an jener entscheidungsvollen Wende der Weltgeschichte auf der Erde erschien, wo man wirklich auch vom menschlichen Standpunkt her von einer Fülle der Zeit reden könnte. Ein ganzes Zeitalter war am Ende und auf der Höhe seiner Entwicklung angekommen; kaum war, so scheint es, die Welt äußerlich und innerlich so vorbereitet für die Predigt von Christus, wie in jener geschichtlichen Stunde. Ganz gewiß, es ist Gottes weises, gnadenvolles Walten, das der Welt gerade damals das Heil sandte. Wir dürfen das sehen und ihn dafür preisen. Dennoch muß ein eindringendes Verständnis unseres Schriftwortes noch weiter fragen.

Was ist Fülle der Zeit? Jedenfalls gibt es keine Zeit im Laufe der Welt- und Erdengeschichte, die sich absolut und unbedingt vor der anderen auszeichnete. Wir beobachten in der Geschichte einen ständigen Wechsel, ein Auf und Nieder. Es gibt eine Höhe der Zeit, einen Aufstieg, eine Zeit, da die Menschen wach sind, da sie um ihre Stunde wissen und sie wahrzunehmen suchen. Aber selbst dann kommt es noch darauf an, ob man die Stunde erkennt und benutzt und richtig benutzt, oder ob man sie verpaßt. Wird sie verpaßt, oder verkehrt durchlebt, dann ist ein Abstieg von der Höhe das Gericht, das einer solchen Zeit folgen muß. Es kommt dann eine Zeit, wo man nur Niedergang sieht, wo man anscheinend nur schläft und träumt, eine Zeit der kleinen Dinge, wenn nicht gar der Zerstörung und des Verderbens. Sicherlich, es gibt so etwas wie einen Abschluß, ein Ende und eine Erfüllung der Zeit. Aber es gilt doch nur in sehr zweifelhaftem Sinne. Jedem Ende ist noch immer ein neuer Anfang gefolgt. Die Zeit geht weiter. Zeit bleibt Zeit, vor dem Kommen des Christus in gleicher Weise wie nachher und nachher wie vorher.

Ist mit diesem Kommen des Christus, damit, daß Weihnachten wurde auf Erden, überhaupt etwas wesentlich anders geworden? Man wird das kaum behaupten und noch viel weniger beweisen können. Der gegenteilige Satz ließe sich mit nicht geringerem Recht vertreten. Jedenfalls haben wir immer verlorenes Spiel, wenn wir das Christentum, unseren christlichen Glauben, so verteidigen, daß wir einleuchtend zu machen suchen, die Welt sei doch nun viel edler und besser geworden. Uns ist heute aller leichtfertige Fortschrittsglaube verwehrt, der immer noch davon träumt, irgendeine Fülle der Zeit, ein hohes und höchstes Idealbild letztlich doch verwirklichen zu können. Wir ahnen doch alle mehr oder weniger, daß Oswald Spengler viel eher recht haben könnte, der uns sagt, daß wir mit der Weltentwicklung heute wieder an dem gleichen Punkte stehen, an dem man schon stand, als Christus kam: Vor einem Ende, das wohl noch einmal ein neuer Anfang sein könnte, jedenfalls aber kein wirklicher Fortschritt. Darm sollten wir uns aber in der Kirche davor hüten, zu meinen, jetzt sei die Zeit da, wo man das Reich Gottes gleichsam sichtbar auf Erden darstellen könnte. Das ist und bleibt immer Selbsttäuschung und Betrug.

Was uns damit am Wesen der Zeit und der Welt aufging, lebt in gleicher Weise auch im Glauben und im Bekenntnis der ersten Gemeinde, der Weihnachtsgemeinde. Diese Gemeinde jubelt wohl: Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. Sie weiß, daß das nicht eine vage Hoffnung, nicht eine Annahme, sondern feste, frohe Wirklichkeit ist. Es ist der Grund, auf dem man stehen darf. Dennoch ist ja diese Gemeinde nicht etwa der Ueberzeugung, daß man nun am Ende und am Ziel aller Zeit und aller Geschichte stehe und also nicht mehr zu warten und zu erwarten habe. Wer das Neue Testament kennt, der weiß, daß das Gegenteil richtig ist: Hier, in dieser Gemeinde ist die Hoffnung und Erwartung erst recht lebendig geworden. Diese Gemeinde weiß, was Hoffen und Warten ist. Ihr Gebet lautet: Dein Reich komme! Amen, ja komm, Herr Jesu! Hier muß man also nichts von einer Fülle der Zeit, die wirklich Erfüllung aller Verheißung, Erfüllung allen Hoffens und Wartens bedeuten würde. Im Gegenteil! Hier, wo es heißt: Die Zeit ist erfüllt, ist es geworden, daß durch den Gegenstand selber das Warten und die Erwartung immer neu geweckt wird. Welch eine Fülle der Zeit!

Wir tuen also gut, das Wort ganz wörtlich zu verstehen. Die Zeit ist erfüllt, angefüllt. Das bedeutet nicht, daß sie aufgehört hätte, wirklich Zeit zu sein, ein immer-Zeit ist erfüllet, wird erst recht gewartet. Denn hier ist das, worauf man wartet, so nahe gerückt und so gewiß fort vergehender Augenblick, eine Gegenwart, die in demselben Moment, wo sie da ist, schon wieder zur Vergangenheit versinkt und uns entgleitet, und die sich immer der Zukunft, dem Kommenden entgegenstreckt. Es gibt in dieser Zeit keinen Augenblick, der uns so gefiele, daß wir ihn einladen möchten: Verweile doch, du bist so schön! Und wenn wir ihn einladen würden, er würde dieser Einladung nicht folgen. Alle Herrlichkeit, auch die Weihnachtsherrlichkeit und der Weihnachtsglanz vergeht. Die Zeit bleibt Zeit.

Aber die Zeit ist voll geworden. Sie hat einen Inhalt bekommen, der sie eigentlich sprengen müßte; es ist ein unbegreifliches Wunder, daß sie ihn faßt. Die Ewigkeit, die eigentlich alle Zeit aufhebt, ist eingegangen in die Zeit und hat sie erfüllt. Damit ist ihr nun die Verheißung gegeben, daß sie einmal wirklich „aufgehoben", erhoben werden soll: die Zeit soll nur Ewigkeit werden. Das hat Luther gemeint, wenn er singt:

> Der Sohn des Vaters, Gott von Art,
> ein Gast in der Welt hier ward,
> er führt uns aus dem Jammertal,
> macht Erben uns in seinem Saal.

Damit tritt aber alle Zeit unmittelbar in das Licht, das hier aufgeht. Die Zeit ist voll geworden. Sie hat ihren Inhalt und dieser heißt: Jesus Christus, der Sohn, vom Vater in die Welt gesandt. Und mit dem Inhalt ist ihr das Ziel gegeben: die Aufrichtung und Verwirklichung der Königsherrschaft Gottes, zu der Christus in die Welt gesandt wurde. Und mit dem Inhalt ist ihr das Ziel gegeben: die Aufrichtung und Verwirklichung der Königsherrschaft Gottes, zu der Christus in die Welt gesandt wurde. Alle Zeit ist ausgerichtet, diesem letzten Ziel und dieser letzten Entscheidung entgegen. Nicht das ist die Entscheidung, ob wir hier in dieser Welt ein bißchen Religion pflegen, also fromme Sitten und Bräuche wahren, ein wenig Weihnachtsglanz in die Dunkelheit tragen. Mögen wir das immer tun. Aber alles Weihnachtslicht und aller Kerzenschein kann doch, wenn er überhaupt einen Sinn hat, nur Zeugnis ablegen von der letzten ewigen Erfüllung, wie sie uns Weihnachten fest und gewiß macht.

Auch wir gestalten dauernd Geschichte. Auch wir geben der Zeit einen Inhalt. Von einer großen geschichtlichen Stunde, wie wir sie im Augenblick durchleben, gilt das im besonderen Maße. Aber alles Gestalten und alles Werden in der Zeit hat nur dann einen Sinn, wenn es um den ewigen Inhalt weiß, den Gott der Zeit und der Geschichte gegeben hat. Dieser Inhalt ist Jesus Christus und sein Reich. Wir können dieses Reich nicht schaffen und nicht verwirklichen. Er macht es, und er schafft es. Wir können nur seine Boten und Zeugen sein. Gott schafft sein Reich nicht durch unsere Macht und Kraft; er schafft es durch das Kind in der Krippe, durch Armut und Schwachheit, durch seinen Geist, der im Verborgenen sein Werk tut. Je mehr wir das wissen und uns darauf gründen und davon zeugen, um so mehr wissen wir, daß die Zeit erfüllet ist und daß über ihr Gottes ewige Verheißung steht.

H. St.

Weihnachten 1933

Einmal geschah es an heiligem Orte,
da klangen vom Himmel die seligen Worte:
„Frieden auf Erden, und allen, allen
den armen Menschen ein Wohlgefallen."

Und viele haben den Frieden gefunden,
und viele durften an Jesus gesunden,
und doch ist von Trug und Haß und vom Bösen
die Welt, die arge, noch nicht genesen.

Von allen Seiten ums deutsche Land
da zieht sich aus Waffen und Lüge ein Band
um ein wehrloses Volk, das da singt in der Not:
„Eine Burg, eine feste, ist unser Gott",

das andächtig lauscht durch der Zeiten Sturm
auf die Christnachtglocken, die hoch vom Turm
gewaltig verkünden göttliche Mahnung,
von Frieden uns geben selige Ahnung.

Wie Bethlehems Hirten dereinst wollten schau'n
was ihnen verkündet auf nächtlichen Au'n,
und wie sie aus finsterer Nacht eingedrungen
zur Krippe, wo Engelsgesänge erklungen -

- - so sucht durch die Lügen der Welt hin zur Klarheit
ein Volk voller Mühe den Weg sich zur Wahrheit,
es siehet im Dunkeln den leuchtenden Stern,
der es führt aus dem Streite zum Frieden des Herrn.

Das deutsche Volk kniet heut' an der Krippen,
es hat nur ein einzig Gebet auf den Lippen:
„Du, Vater, im Himmel, laß endlich doch werden
Frieden auf Erden!"

Anna Mayer - St.

Weihnacht — Daheim.

Eine Begebenheit erzählt von Wilhelm Ley.

Es war am 24. Dezember. — „Daheim will ich sein, daheim bei Vater und Mutter!" — So sprach Jan Jensen, der junge Seemann, der auf der Navigationsschule war. Und vor ihm stand das Häuslein auf der einsamen ostfriesischen Hallig. Lichtglanz schimmerte durch die kleinen Fenster aufs Meer; und der Vater schaute mit den blauen Augen, die den Sturm gesehen, den erzählenden Jungen an; und seine Ohren, die ein Leben lang die gewaltige Sprache des Meeres vernommen hatten, hörten aufmerksam auf den Bericht des Seeschülers. Die Mutter aber sah sich satt an dem gesunden, schmucken Matrosen. Die Lichtlein des Bäumchens funkelten . . .

Das war das traute Weihnachtsbild, das Jan Jensen im Geiste sah. — Er fährt bis zum Strande des Festlandes. Drüben ganz dunstig wie ein schwarzer unklarer Fleck liegt die Insel. Dort ist ein Boot, Schiffer sitzen drin und warten auf irgend etwas. Gleich werden sie heimgehen, denn es ist ja heiliger Abend.

„N' Avend, Hinerk — n' Avend, Nies!" — „N' Avend, Jan!" — „Fohrt mi över zum Vader un Mooder!" — „Weil du et büß, Jan!" Schwielige Hände grüßen sich; rudergewohnte Arme lassen das Holz in das Wasser schlagen. Und Jan fragt, ob sie was von daheim wüßten. Und sie wissen etwas . . .

Im kalten Nebel fahren sie hinüber. Jan denkt an die Wärme daheim. Er denkt . . . er freut sich . . . deshalb kommt ihm die Fahrt so kurz vor.

Knirschend schneidet das Boot in den Sand. Jan drückt die Hand, und er will einen Lohn zahlen. „Jan et is Christtag!" Geld wollen sie nicht. Sie wünschen sich ein fröhliches Fest. Die Schiffer kehren um; und Jan Jensen eilt in der bekannten Richtung heimwärts.

Er läuft . . . Er zieht die Füße behende aus dem Sand . . . Dorthinten, da muß das Elternhaus liegen .

„Was ist das?" — Er steht . . . er lugt bohrend vor sich hin . . . Das ist ja Wasser! Er überlegt: „Sollte ich mich geirrt haben?" Er geht nach der andern Seite. Auch dort ist Wasser. Wie ist das möglich? Nichts als Nebel und Dunst ist ringsum. Gurgeln und Rauschen... Es steigt die Flut.

Plötzlich erkennt Jan Jensen alles ganz klar. — Die Schiffer haben ihn nicht am Strande der heimischen Insel abgesetzt, sondern auf einer Sandbank im Wattenmeer. Jetzt weiß er, daß er verloren ist.

Daheim warten die Alten. Er kommt nicht, der Heißersehnte. Vater tröstet, und er versteht es am besten, die Mutter zu beruhigen. Der Dienst hat sicherlich verhindert, daß er kommen konnte.

Stille, traurige Weihnacht daheim . . . Mit ungelenker Schrift schreibt der alte Schiffer Jensen nach Wilhelmshaven. Der Post-Schiffer kommt nach den Tagen des Festes. Schwere Wartezeit drückt nieder. Und nun trifft die Hiobspost ein: der Seeschüler Jan Jensen ist bestimmt abgereist. Es wird beschrieben ganz genau, daß er mit dem Ruckfack auf dem Rücken gesehen worden ist

auf dem Wege nach Hause. O furchtbare Not in den treuen Herzen der Halligleute!

*

Einige Wochen sind dahingegangen in Hoffen und Bangen. Da treibt eine Zigarrenkiste auf Wangeroog an, mit Bindfaden ist sie zusammengebunden. Und darin ist ein Notizbuch, das vorne die Anschrift der Eltern enthält. In kräftiger Schrift ist's geschrieben:

Liebe Eltern! Ich bin in den steigenden Fluten. Ich stehe auf einer Sandbank des Wattenmeeres. Hinerk und Nies haben den Weg verfehlt. Ich dachte auch nur an Weihnachten, sah nichts, vernahm nichts. Jetzt stehe ich vor dem Tode. Und mein Leben wickelt sich vor mir ab. Ich sehe viel Schuld. Aber Christus, der Heiland, hat sich zu mir gestellt im nassen Tode. Er hat mir alles vergeben. Ich habe ein großes Weihnachtsgeschenk erhalten in der höherkommenden Flut. Ich werfe meinen Rucksack ins Meer. Eine Kiste Brasil, die Vater haben sollte, bleibt als letztes Lebenszeichen für euch. Mein Notizbuch liegt drin. Gebe Gott, daß es Euch erreicht . . .

Mutter, wir sehen uns wieder . . . Es wird ein Weihnachtsfest im Himmel sein . . . Das Wasser steigt schon bis an die Knie . . . Habt Dank, Ihr teuren Eltern für alles, was Ihr mir getan habt . . .

Ich höre von ferne Glockentöne . . . Ihr geht wohl gleich in die Kirche . . . Ihr denkt wohl: er kommt doch . . . Betet für mich . . . Ich grüße Euch zum letzten Male . . . Gott nehme mich auf in Sein himmlisches Reich! Amen."

So schließt der Brief, der eigentlich nur Sätze enthielt, die sprunghaft der Tod diktiert hatte. Wir aber sagen: Jan Jensen ist nicht zu Weihnachten nach Hause gekommen, und er ist doch zu Hause. Hat er nicht mit seiner Seele ganz zuletzt noch das alte Schiffergebet gesprochen:

Einst in meiner letzten Not
Laß mich nicht versinken!
Soll ich von dem bittren Tod
Well' auf Welle trinken,
Reicht mir dann liebentbrannt
Herr, Herr, deine starke Hand!
Christ Kyrie!
Komm zu mir auf die See!? —

Und er ist gekommen als Licht in eine große Finsternis hinein.

Der Segen der Scholle.

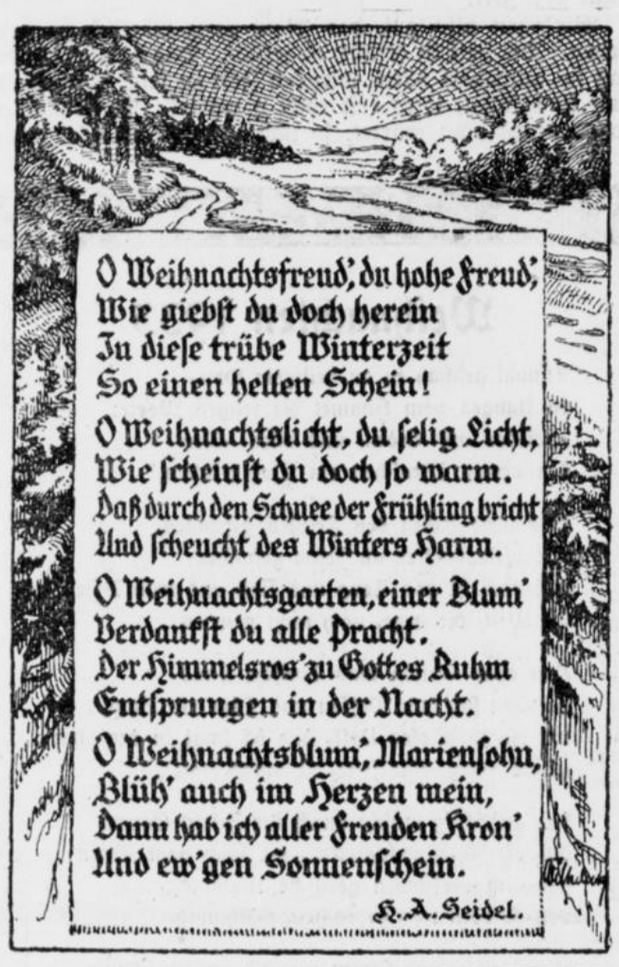
„Ich segne dich, du alte Eiche, die du schirmend über mein Haus, seinen Frieden hütend, dein Gezweig breitest! Einst, als ich noch klein war, sprang das Feuer des Himmels in deine Krone, du hieltest es fest, bis aus brechenden Wolken der Regen stürzte, der es löschte. Aber die Wunde, die schwarze, weit klaffende, blieb dir, du kennst mein Geschlecht, die Kinder, die in deinem Schatten sprangen, die Großen, die in Arbeit und Segen ihr Leben meisterten. Viel fremdes Volk hast du gesehen, friedlich fahrende Leute, die unter dir auf der Hofmauer saßen und das Stück Brot segneten, das ihren Hunger stillte, aber auch die Schergen des fremden Eroberers, der den Söhnen meiner Heimat den Pflug aus der Hand nahm und ihnen das Schwert gab. Vor ihm her ging der Schrecken, hinter ihm blieb die Not. Auch einer meines Geschlechtes mußte mit, ein frisches, trotziges Blut. Einen Stecken hat er sich noch aus deinen Zweigen geschnitten, dann ging er und kam nie wieder. Irgendwo in der Schneewüste eines kalten, fernen Landes liegt er begraben. Sein junges Weib, nach ihm ausschauend, stand noch oft vor dem Hoftor, ihren Knaben, der mein Großvater werden sollte, auf dem Arm.

Ich segne dich, du alte Eiche! Noch rauscht dein Laub über unserem Dach, aber die Furche, die einst der wetternde Blitz durch deinen Stamm riß, ließ den Schnee, den Regen in dein Mark tropfen, jahrzehntelang. Wie lange wirst du nun noch stehen? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: du wirst uns noch viel geben. Einen Zaun für die Weide, wo unsere Rinder gehen, ein festes Holz für den Pflug, der unsere Scholle stürzt, daß sie Korn und Freude spende, ein Feuer für unsern Herd, wenn wir abends, den Frieden unseres Hauses preisend, von dir und deinem Leben sprechen. Und zuletzt wird auch dein Schönstes, dein Bestes zu uns ins Haus wandern: eine Bettstatt für meinen Sohn, eine Wiege für meinen Enkel, ein Sarg für mich."

— — — — —

„Wenn ich von der Heimat spreche, dann darf ich auch dich nicht vergessen, du schlichter, stiller, demütiger Mann, der du der Vater meines Vaters bist. Ich weiß, daß Hoffart und armseliger Stolz kaum einen Blick für dich haben, aber voll Ehrfurcht beuge ich mich über die harte, schwielige Hand, die dir und ihnen, die hochmütig auf dich herabsehen, das Brot schafft. Die Last eines langen, mühevollen Lebens liegt auf dir, doch noch immer gehst du aufs Feld, den Segen der Arbeit begehrend. Du trägst ein schmuckloses Gewand, du bist der Einfältigsten einer. Aber ich lobe die Einfalt, die von anderen bespöttelt, dich doch alles ertragen läßt, die Mühe, das Ungemach, die Menschen; selbst das Herrenvolk, das immer wieder Steine auf deinen armen Acker wirft und dann noch verlangt, daß du den kargen Ertrag deiner Arbeit mit ihnen teilst. Wahrlich, wie sehr sie auch pochen: größer als sie bist du! Du hast Augen, die mehr sehen als sie. Sie sagen: das Leben! Du sagst: die Ewigkeit! Immer denke ich an dich, du Ruhiger, Starker! Und wenn mir das Herz einmal müde werden will bei all den Torheiten eines lachend in den Tod tanzenden Volkes, bei all der Feindschaft, all dem menschenwürgenden Haß in der Welt — dann denke ich an dich, wie du mitten in einer Not, die dein Haar vor der Zeit grau machte und deinen Rücken beugte, unbeirrt deinen Weg gehst, glaubend, hoffend, liebend, den Schwachen tragend, den Schlechten strafend. Ich weiß, daß dein Lebensabend von einer wunderbaren Ruhe überschattet wird, und wenn ich höre, was sie, die mit dir schon ein gutes Stück durch das Leben gegangen sind, von dir reden, dann wird mir alles Geldverdienen- und In-der-Welt-groß-sein-wollen ein gar armseliges und geringes Ding, nicht wert, auch nur einen Tag lang den Frieden des Herzens daran zu wagen. Als ich noch unter deinem Dach lebte, warst du mir viel, heute bist du mir mehr. Führt mich mein Weg hinein in den Glanz und den Grund einer gottfernen Welt, kommt die gaukelnde Lüge, daß sie auch mich verführe, wie sie ungezählte andere verführt hat, die einem bequemen Leben zuliebe Ehre und gutes Gewissen drangegeben haben, dann stehst du vor mir, warnend und wegweisend: „Laß den Krämern ihren Streit, den Raffenden ihre notvolle Last! Bete und arbeite! Nur die Schaffenden sind groß!"

Bete und arbeite! Uralte Weisheit der Einfältigen, noch heute wie vor Jahrtausenden aller Gottes-Verheißungen voll! Gelassenen Herzens gehe ich den Weg, den du mir zeigst. Ich weiß, es ist ein guter Weg."



Das sind einige Auszüge aus dem Büchlein „Der Segen der Scholle" von Hans Waldberger, das im Verlage des Rauhen Hauses erschienen ist. Es erzählt die packend geschriebene Geschichte eines jungen Mädchens, das mit starker, rettender Hand das festhält, was ein junger Mann wegwerfen will wie einen faulen Kartoffelsack — die Ehre eines alten westfälischen Bauerngeschlechtes. Aber was das Büchlein gerade für die Freunde Bethels so anziehend macht, das ist die in ihm ganz köstlich geschilderte Gestalt eines alten Landstreichers, eines echten, mit allen Wassern gewaschenen Kunden, den sich die Heldin der Geschichte, daß er ihr bei der Arbeit in Haus und Hof helfe, aus der Arbeiterkolonie Freistatt hatte kommen lassen. Peter Schnaufer hieß er, und er trug seinen Namen mit Recht. „Fragte ihn einer, wie er heiße, dann brauchte er seinen Namen nicht zu nennen, er konnte ihn durch die Nase blasen. Ohne alle Anstrengung. Denn es ging ihm wie einem Asthmakranken: jedes Atemholen wurde ein Schnaufen, ob er es wollte oder nicht."

Er mußte oft mit in die Stadt fahren und dort die von seiner Herrin gezogenen Feld- und Gartenfrüchte abliefern. Hinten auf dem Wagen, ein wahrhaft herzerquickendes Bild für jeden Menschenfreund und Liebhaber alter Landstraßenschönheiten, saß der Schnaufer, mit baumelnden Beinen und sich an zwei Körben festhaltend. Alle Schulbuben, die ihn sahen, schwenkten die Kappen und winkten: „Hurra, der Salatonkel!" Und auch die großen Leute blieben stehen. Denn ihn anzusehen lohnte sich, es war eine Lust für jeden Fröhlichen, eine Arznei für jeden Betrübten, heilkräftig wie Sonnenschein und köstliches Lachen."

„Der lustige Kerl rauchte selten, war immer zufrieden und beneidete keinen Menschen, wenn er Essen und Arbeit und allenfalls noch einen „Schwarzen" (Kautabak) hatte. Aber er hatte schon allerlei Bekanntschaften in der Stadt, freundliche Mütter und schalkhafte junge Frauen, die sich noch so recht herzhaft freuen konnten, besonders über einen so ausgesucht prächtigen Menschen, wie er einer war. Auch war da eine Haushaltungsschule oben in der vornehmen Parkstraße, mit zwölf und mehr flinken und feinen Mädchen, die schwirrten alle jubelnd die Treppe herab, wenn er mit seinen Körben in die Küche stampfte. Und was sie ihn auch fragten, er sagte immer ja. Aber sie mußten du zu ihm sagen, sonst antwortete er überhaupt nicht. „Schnaufer, hast du auch einen Schatz?" — „Schnaufer, rauchst du?" — „Schnaufer, bist du schon mal im Kasten gewesen?" — Er sagte ja, immer ja, und packte freudestrahlend in den Korb, was ihm gegeben wurde. Auch ein altes Kochbuch, wenn's drauf ankam."

„Jeden Morgen ging er in die Stadt. Und jeden Abend kam er strahlend heim. Das Weihnachtsfest stand vor der Tür, und es gab fast kein einziges Haus, wo man ihn unbeschenkt gehen ließ. Ja, in einem hatte er, zum seligen Staunen der Kinder, zur schreienden Lust der beiden Haustöchter, den Nikolaus spielen müssen. Man lohnte es ihm mit Aepfeln, Backwerk und Nüssen. Und mit einem alten schwarzen Geheimratsfrack. Er mußte ihn gleich an Ort und Stelle anprobieren. Und als er ihn anhatte, da hüpften die Kinder, die eine Haustochter zappelte, die andere, Tränen weinend, sank ächzend auf einen Stuhl. Sie konnte einfach nicht mehr. Und die Frau Geheimrat rief ihren Mann: „Otto, bitte, komm mal schnell!"

„Am zweiten Nachmittage ging er in das Krankenhaus, wo ihn die leitende Schwester, die ihn ja schon längst kannte, erfreut in einen kleinen Saal führte. Dort saß er nun, in seinem Geheimratsfrack. Um ihn lagen, saßen, hockten und standen die Kranken. Und er erzählte ihnen was. Er tat es wunderbar unterhaltsam, er war ja ein Mann, der alle deutschen Landstraßen und Mundarten kannte. Rheinisch und schwäbisch und hessisch und fränkisch. Er mußte auch in der Schweiz gewesen sein. Wenigstens sprang er einmal auf und reckte den Arm: „So hoch sind die Berge da!" Und dann erzählte er von dem Wilhelm Tell. So hätte der sich hingestellt! — er tat die dicken Stumpfbeine weit auseinander — und so hätte er geschossen! — er zielte wie ein Jäger — und so wäre der Appel auf die Erde geflogen! — er holte sein Kautabakdöschen hervor und warf es auf das hinterste Bett. „Ja!" Und so wäre der Tell dann durch die hohle Gasse gegangen: er tat die Hände in die Hosentaschen, pustete sich gewaltig auf und stampfte schnaufend durch den Saal. An seinem Geheimratsfrack, der ihm viel zu klein war, knackte jede Naht, und hinten aus dem Schlitz des Rockes guckte der Zipfel eines roten Taschentuches.

Am Heiligen Abend hatten sich die Kranken gefreut, einige aber waren sehr traurig gewesen. An diesem Abend freuten sie sich auch — traurig war kein einziger."

Die Welt ist unvollkommen überall, wo der Mensch nicht weilt mit seiner Freude. Möge der alte Landstraßenonkel, der Peter Schnaufer aus Freistatt, auch an dem kommenden Weihnachtsfest noch viele erfreuen!

Drei Weihnachten

im früheren Deutsch-Ostafrika.

Es war im Jahre 1891. Die Brüdergemeine hatte beschlossen, im Innern des dunkeln Erdteils, und zwar am Nordende des Nyassasees, eine neue Mission zu beginnen.

Vier Brüder reisten an der Ostküste Afrikas entlang bis Quelimane, wo sie das afrikanische Festland betraten, um den Sembesi und Shire hinauf bis Karonga zu fahren, von wo sie dann zu Fuß dem unbekannten Innern Afrikas zuwanderten. In Kararamuka, einer verlassenen und verfallenen schottischen Station, mußten sie sich eine Zeitlang erholen, denn sie litten alle an Malaria. Am 21. August, dem alljährlichen Gedenktag des Anfangs der Brüdermission im Jahre 1732, fanden sie den Ort, an dem sie eine erste neue Station anlegen konnten. Er lag etwa eine halbe Stunde vom Fuß des gewaltigen Rungere Gebirgs entfernt. Sofort begannen sie mit der Errichtung der notwendigsten Baulichkeiten aus Baumstämmen und Bambus mit Grasdächern. Am 19. Dezember, also kurz vor Weihnachten konnten sie, 3 Brüder, denn einer war inzwischen der immer wiederkehrenden Malaria erlegen, ihr Zeltleben aufgeben und in das kleine fertig gestellte Wohnhäuschen Einzug halten. Damit kehrte ein wenig Ruhe in diesem ununterbrochenen hastigen Arbeitsleben ein.

Nun stand das Christfest vor der Türe. An eine Feier war natürlich nicht zu denken. Mit wem hätte man sie begehen sollen? Die Europäer waren noch Fremde unter Fremden. Sie verstanden schon ihre Sprache nicht. Sie mußten dankbar sein, wenn man sie zunächst aber überhaupt duldete. — Nur einige Freunde hatten sie in der Nähe. Das waren die Berliner Brüder, die eine Tagereise weit ebenfalls einen Missionsplatz angelegt hatten. Ihnen wollten sie wenigstens einen Gruß senden. Auch etwas Weihnachtsgebäck! Man denke, diese drei Junggesellen! Sie hatten schon nicht damit gerechnet, daß ihr Mehlvorrat ausgegangen war. Einer aber entdeckte noch eine Tüte mit Mehl. Aus diesem bereiteten sie zwei kleine Kranzkuchen, einen für die Berliner und einen für sich selbst. Mit dieser Gabe sandten sie nun einen Eingeborenen zu den Berliner Freunden. Und der Bote kam mit einem herzlichen Gegengruß zurück, und dem Dank für den Kuchen war noch die Mitteilung beigefügt, sie hätten ihn auch mit einer Axt klein bekommen! So haben sie uns später oft mit Humor erzählt.

Am Weihnachtsabend selbst setzten sich die Drei zusammen, sangen Weihnachtsverse, lasen die Festgeschichte und beteten. Dann aber wurde es still. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ueber die Weiten Afrikas und über das Weltenmeer gingen sie zu den Lieben allen, die nun traulich um den Christbaum geschart saßen, zu Vater und Mutter, zu Geschwistern und Freunden und zur Braut! Leises Weh zog durch die Herzen. Es war nicht zu leugnen: ein Druck lag auf diesem ersten Weihnachten in der Fremde. — Nur ein Trost half über die Einsamkeit hinweg, die Erinnerung an den Ordinationstext, den Bischof Buetner an jenem eindrucksvollen Apriltag in Herrnhut ihnen zugesprochen hatte: „Ich", so spricht euer Meister, und das laßt euch, meine Brüder, nie aus dem Sinn kommen: „Ich bin bei euch alle Tage!"

Weihnachten im zweiten Jahr!

Sehr viel anders sah es dort im Innern Afrikas schon am 2. Weihnachtsfeste aus.

Im kleinen Wohnhaus stand ein hell leuchtender Christbaum. Um ihn herum saßen die Missionare und,

auf Matten Hausburschen und eingeladene Bewohner des Nachbardörfchens, Männer, Frauen, Kinder, zusammen über 30 Personen.

Als Einleitung der kleinen Feier spielte ein Missionar auf seiner Ziehharmonika einige Weihnachtsweisen. Dann versuchten die Brüder die Hauptpunkte der Weihnachtsgeschichte, die mit viel Mühe übersetzt worden waren, den Hörern klar zu machen. Und um ihnen eine kleine Freude zu bereiten, teilte ein Bruder jedem einen Teelöffel Salz aus, ein Leckerbissen, der freudig entgegengenommen wurde. Dann verließen unter den Klängen der Harmonika die dunklen Gestalten das Haus.

Hernach erhielten noch die Hausangestellten eine Gabe, etwas Baumwollenzeug, Nadel und Zwirn und ein buntes Taschentuch. — Und dann feierten die drei Brüder ihren Christabend. — Wohl gingen die Gedanken auch wieder in die Ferne zu den Lieben, aber die Fremde legte sich nicht mehr als Druck auf das Gemüt. Sie hatten Fuß gefaßt.

Einige Jahre später. Das angestaunte „Bethlehem".

Davon soll uns der vor einigen Monaten heimgerufene Gründer und erste Superintendent der Nyassamission der Brüdergemeine, Theodor Meyer (der Sohn unseres Kaffernmissionspioniers Heinrich Meyer), erzählen. Er berichtete einmal folgendermaßen:

Ich war mit meiner Frau und meinen Kindern in das neu gebaute große Ziegelhaus gezogen. Der Christbaum — ein Laubbaum aus dem Rungre-Urwald — war mit Lichten sowie kleinen, roten, grünen und silbernen Glaskugeln geschmückt. In den Aesten hingen auch einige Papierengel, und Christkindleins Haar bedeckte die Zweige.

Im Wohnzimmer, später in einem großen Raum des Hintergebäudes, hatte ich ein „Bethlehem" aufgestellt, eine Darstellung der Geburt Christi, des Besuchs der Weisen aus dem Morgenlande. Im Moos standen und lagen Schafe und Kühe, Ziegen kletterten auf Felsen herum. Hirten schliefen oder erhoben sich vom Schlummer. Ueber allem schwebte, am schwanken Rohr befestigt, eine große Schar kleiner Wachsengel, mit Posaunen in den Händen. Im Hintergrund lag in einer Hütte das Jesuskind in der Krippe. — Auch die Weisen aus dem Osten fanden sich schon ein. Ein Kamel mit seinem Führer schritt voran, ein Elefant und ein Esel folgten, und hinter allem ging ein Mann mit einem Korb auf dem Kopf, in dem Eßwaren sichtbar waren.

Zu diesem „Bethlehem" hatte ich auch die Heiden aus den Dörfern einladen lassen. Und sie kamen in großer Zahl. Ich zählte in drei Tagen rund 800. Diesen Heiden mußte nun alles, was zu sehen war, erklärt werden. Darum hatte ich einige Christen gebeten. Die bewegten sich nun in ihren langen, weißen Hemden zwischen den Besuchern hin und her.

Sehen wir die Heiden uns näher an und hören wir, was sie zu dem, was sie sahen, zu sagen hatten! Die kräftigen Männer, mit Speeren in der Hand, halten eifrig, aber vorsichtig Umschau. Neben ihnen junge Burschen. Dort wieder kleine und große Mädchen und Frauen, etwas verängstet, darum sich umschlungen haltend. Kleidung hatten sie nicht viel.

Beim Eintritt in den Raum, der durch den Christbaum erleuchtet war, blieben sie verdutzt stehen. Sie kennen ja kein erleuchtetes Haus. Ihre Hütten sind dunkel. Fenster gibt es nicht. Tags über dringt das Licht nur durch die offen stehende Rohrtüre in den Raum, und abends ist es nur das Flackern des Feuers, das unter dem Kochtopf brennt, was einen matten Schein verbreitet, oder ein glühendes Scheit, das, hin und hergeschlagen, Licht gibt, wenn man etwas suchen will.

Nun aber das originelle Gespräch, das zwei Männer im Anblick des Lichterbaumes führen! „Du", sagt der eine, „staune einmal! Diese Weißen! Einen Baum aus dem Wald stellen sie in ihr Haus!" — „Ja, wirklich", meint der andere, „es ist zum Verwundern! Wozu er nur sein mag? Ob er als Brennholz dienen soll?" — „Nein", sagt sein Freund, ein grüner Baum als Brennholz, nein, sage das nicht! Aber ich staune, denn der Baum ist auch angezogen!" — „Angezogen?" fragt der andere. — „Ja, siehst du denn nicht das lange, glitzernde Zeug wie Spinnweben und dann die roten und weißen Dinger da drinnen?" — Und da brennt's! Ein, zwei, drei solcher Dinger!" ruft der andere. — „Du, das sind Lichter der Weißen." — „Und da hängt ein Mensch und noch einer!" — Nein, du, ich sage nichts mehr", sagt der erste und klopft sich dabei als Zeichen der Verwunderung auf die Hüfte. „Brennende Lichter auf einem grünen Baum und der Baum mit Sachen bekleidet!"

Ein Christ tritt hinzu und fragt: „Ihr staunt wohl?" — „Ja", entgegnet der eine, wir staunen. So ein Baum! Was ist es denn mit ihm?" — „Alles", sagt der Christ, „ist ein Gleichnis von Jesus. Jesus, Gottes Sohn, ist in alter, alter Zeit am heutigen Tage als Mensch geboren worden, weil wir Menschen alle in Dunkelheit, in Nacht, im Bösen waren. Darum kam er. Macht der Baum nicht das ganze Haus hell?" — „Ja", sagt der eine, „das Haus ist ganz hell". — „So macht Jesus", erwidert der Christ, „unser Inneres hell, daß keine Nacht mehr darin ist. — Und die aufgehängten Menschen im Baum?" — „Das sind batumi ba Kyala, Boten Gottes, die uns die Botschaft der Freude mitgeteilt haben.

Währenddessen betrachten andere das „Bethlehem". Anfangs ruht das Auge unsicher und fremdfühlend auf dem Fremdartigen. Das sagt eine Frau, um sich die Sache etwas zu erklären: „Das ist Moos. Und das ist ein Stein." Ein Mädchen stößt ihre Freundin an: „Du, dort sind Menschen, wirkliche Menschen!" — „Wo denn? wo denn?" — „Dort auf dem Moos. Siehst du denn nicht die Beine? Die Weißen ziehen sich nur anders an als wir. Und der Mann dort steht und hält die Hand über die Augen. Ob er wohl jemanden ausschilt? Und dort liegt einer auf dem Boden. Er scheint erschrocken zu sein. Was hat er nur?" — Ein Christ erklärt nun: „Das Moos bedeutet ein Feld, den Weideplatz bei Bethlehem. Und die Menschen dort sind Hirten. Seht ihr denn nicht auch das Vieh? — „Wahrhaftig", sagt ein kleiner Bursche, „dort ist ein Mutterschaf mit seinem Jungen und dort die anderen Schafe. Was die für weiße Wolle haben! Wo sie nur nachts schlafen mögen?" — „Die schlafen draußen im Freien." — „Gibt's denn dort keine Raubtiere?" — Ein paar Männer raunen sich zu: „Ob das auf dem Wege wohl Kühe sind?" — „Sicherlich", meint einer. — „Aber wo ist denn der Fetthöcker auf dem Rücken?" — Belehrend sagt der erste: „Die Kühe der Weißen haben keinen Fettbuckel wie die unseren, ihre Kühe sind glatt."

So und ähnlich wird alles besprochen, was sich dem Auge zeigt: die Ziegen mit ihrer Kletterlust auf den Felsen, die Hufe der Kühe, die lange Nase der Elefanten, der Schwanz des ihnen fremden Kamels, alles interessiert mächtig. Auch der ihnen bekannte Esel, die kleinen „Menschen mit den Flügeln", die Wachsengel, die mit dem Kriegshorn, der Posaune, Freundenlärm machen, die reich gekleideten Weisen aus dem Morgenlande und ihr ihnen folgender Bursche, die dem Häuptlingskinde Jesus ein Häuptlingsgeschenk an Essen in einem Korbe bringen. Und nicht am wenigsten macht Eindruck die dunkle Hütte, in der vor Maria und Josef das Jesuskindlein liegt und vor dem die Hirten sich beugen.

Schar um Schar kommt und geht. Und so sehen viele Heiden, die sonst die frohe Botschaft nicht hören, mit ihren Augen etwas, das sich ihnen einprägt und das sie in Beziehung zum Jesuskind in der Krippe setzen.

Die Christen besuchen dies „Bethlehem" natürlich auch. Ihnen wird allmählich die Geschichte lieb und vertraut. Sie hören die Weihnachtsbotschaft in Schule und Kirche, in Christnacht und Weihnachtspredigt. —

Ist es nach dem Besuch der Leute beim „Bethlehem" still geworden, dann feiert die Missionsfamilie im engeren Kreise. Die eigenen Kinder haben lang genug gewartet. Sie kommen herein. Jedes nimmt seine bescheidene Gabe in Empfang. Und dann ertönt im Konda Dialekt und im trauten Deutsch froher Weihnachtsgesang. „Fröhlich soll mein Herze springen", „Ich steh an deiner Krippe hier", „Ich will nicht kleine Gaben" singen wir einander zu, während das Kleinste jubilierend vor Glück nach den Kerzen greift und ein älteres Bübchen mit zwei Lichtern spielt. Im Lichterglanz strahlen die Augen und röten sich die Wangen.

Ruhen die Kinder auf ihrem Lager, dann treten die Eltern noch einmal auf die Veranda des Hauses. Draußen ist milde Sommernacht. Hell funkeln die Sterne. Klar leuchtet das südliche Kreuz auf das stille, weite Land hernieder. Im Garten vor uns blühen Tausende von Rosen. Weithin dehnen sich frische Viehweiden, erquickt durch tropischen Regen.

Tief drunten aber am Nyassee stehen dunkle Wolkenwände. Unruhig zucken dort die Blitze in ununterbrochenem Wetterleuchten, leises Grollen des Donners trifft unser Ohr.

Weihnachten in fremdem Land! Und doch, es ist uns zur Heimat geworden. Wo Jesus ist, wo Jesus wirkt, sind wir überall daheim.

Gott grüße euch am Nyassa und wo immer man Weihnacht feiert!

Wir grüßen dich, du Sternenheld.
Willkommen, Heiland aller Welt!
Willkommen auf der Erde! (Schenkendorf.)

Th. Bechler-Herrnhut.

Weihnachtsphantasie.

Von Margarete Schmidt-Zander.

Das große, goldene Himmelstor, das die Erde von den himmlischen Regionen abschließt, steht heute weitgeöffnet. Scharen kleiner und großer Engel steigen singend und musizierend hinauf und hinunter. Am Tore selbst aber stehen dichtgedrängt selige Geister und schauen hinab auf die in Lichterglanz erstrahlende Erde. Heute, an diesem einen Tag im Jahre, wird es ihnen zu eng im weiten Himmelssaal; heute, nachdem die Weihnachtsengel das Christkind auf die dunkle Erde hinabgetragen und damit das ewige Licht unten entzündet haben, sind ihre Herzen von unnennbarer Sehnsucht nach der doch so beschwerlichen Erdenwanderung ergriffen! Stand doch auch neben jedem ihrer Irrwege das Licht des himmlischen Kindes!

Sie stehen und schauen! Denn ist heute — nur ein paar kurze Lebensstunden lang — nicht Friede auf dieser sonst so friedlosen Erde? Wie oft wenden sie, die seligen Geister, voll qualvollem Entsetzen die Blicke fort von dem gierigen Taumel, von all der Sinnlosigkeit, in der das Leben der armen Menschenkinder dahinrast! „Heute wie einst", geht es dann schmerzvoll grübelnd durch ihren Sinn.

Doch an diesem Weihnachtstage erfüllt es sie mit Glückseligkeit, daß Gottes Geschöpfe wie einst der ewig gleichen Botschaft lauschen: „Euch ist ein Kind geboren! — Und er heißt Wunderbar — Rat, Kraft, Ewigvater, Friedefürst!" Es löst ihre Zungen und treibt sie, bedrängt von Erinnerungen, den Gefährten zu erzählen vom Einst.

Ein Alter beginnt — er hat einen langen und vielfach verschlungenen Lebensweg zurückgelegt. Ach, wie umdrängt ihn jetzt die Fülle der Gesichte!

Er sieht sich als Knabe im Frankfurter Patrizierhaus des Großvaters, umgeben von Verwandten, Freunden und Gönnern. Vor dem Hause des Schultheiß waren die Stadtmusici und das Militär mit Trommeln, Klarinetten und Posaunen erschienen. Es kamen die Herren vom Rat und die Staatsbeamten, und sie brachten, aus besonderen Stiftungen, für den Schultheiß und die beiden Bürgermeister silberne Geschenke. Den größten Reiz auf die Kinder übten natürlich die Menge der Torten, Kuchen, Weine und dergleichen aus, womit die Gäste bewirtet wurden. Die Kinder erhielten versiegelte Geschenke, an die „geringeren Gratulanten" auszuteilen. Es fehlte diesem Weihnachtsfest „im kleinen an nichts, was die größten in Frankfurt zu verherrlichen pflegte."

Ein anderes Bild drängt sich vor: Er, Wolfgang Goethe, ist wieder in Frankfurt, sitzt am frühen Morgen des 25. Dezembers und schreibt einen Brief an Freund Kestner. Wie deutlich er alles wiedersieht: „Der Türmer hat sein Lied schon geblasen, und ich wachte darüber auf. Gelobet seist du, Jesus Christ! Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb, die Lieder, die man singt. Und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt. Die Torschließer kommen vom Burgemeister und rasseln mit Schlüsseln. Das erste Grau des Tages kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken läuten eine christliche Gemeinde zusammen. Wohl, ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgezeichnet, die mir freundlichen guten Morgen sagen — — —."

Ein Jahr später, morgens nach sechs, schreibt er wieder an Freund Kestner und seine Lotte — „wie manches hat sich verändert seit einem Jahr! Es gibt Augenblicke, wo man erst merkt, wie lieb man seine Freunde hat." Er dankt für Lottens Weihnachtsgeschenk: „Ich habe es wohl hundert Mal geküßt — —." „Adieu, Ihr Kinder. Es wird Christtag. Schreibt mir bild und ergötzt Euch an der Erinnerung meiner, wie ich mich an Euch ergötze."

Zwei Jahre später schreibt er aus „einem Winkel der Welt in Waldeck" einen Brief an seinen jungen Herzog: „Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel. Die Kirche geht an; ich will den Pfarrer fragen lassen, ob er die Odyssee nicht hat. Denn unmöglich ist es, sie hier zu entbehren in dieser homerisch-einfachen Welt." Und zum Schluß:

„Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen — und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du."

Der Alte denkt nun wieder an einen andern Weihnachtsbrief, den er, wohl zehn Jahre später, in Rom geschrieben hat: „Die Christnacht haben wir geschwärmt und die Kirchen besucht, wo Funktionen waren. Am ersten Festtag sah ich den Papst mit der ganzen Clerisei in der Peterskirche, da er vom Throne herab das hohe Amt hielt. Durch eine besondere Gunst kam ich ins Sanktuarium zu stehen und sah das Spiel von innen. Auch da habe ich wieder gesehen, daß ich für alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht! Ihre Zeremonien, Umgänge und Ballette, es fließt wie Wasser an einem Wachstuche ab!"

Der alte Weise sinkt tief hinein in die Erinnerung an diese Christfeste seiner Jugend — er sucht noch nach vielen späteren, da weckt ihn ein guter Bekannter aus der Weimarer Zeit aus seiner Versunkenheit. Es ist Johannes Falk. Dieser weist in froher Ergriffenheit hinunter auf die feiernde Erde. Man hat große Kerzenbäume auf Plätzen und in verschneiten Gärten aufgerichtet, und alt und jung, vornehm und gering eilt zu ihnen hin mit leuchtenden Augen. Aus Millionen Kehlen klingt ein Lied auf: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit." „Sie singen mein Lied", flüstert glückselig Johannes Falk; „damals, in jenen harten Weimarer Kriegsjahren habe ich es gedichtet für die armen, verwahrlosten Waisenkinder, die ich um mich sammelte, um ihnen zu helfen. Aus ihrem Munde, an unsern sonntäglichen Abendstunden, die sie mir durch Musik verschönten, erklang zuerst der Jubelgesang unseres schönsten Festes." Der edle Menschenfreund schaut forschend hinein in das Gewimmel unten. „Mir scheint", spricht er mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung zu dem Dichter: „Die Menschen haben nun auch die Verlassenen und Verwilderten als Kinder des Vaterlandes erkannt und sie voll Liebe in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Sind sie wohl Christen geworden?" — Lauter und jubelnder klingt es empor zum Himmelstor:

„Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
Freue dich, o Christenheit."

Ein wenig abseits standen lauschend zwei andere Freunde. Es waren Storm und Mörike. O wie viele Erinnerungen bestürmten Theodor Storm; es strömte von seinen Lippen, und der Freund horchte voll Entzücken. Ein Weihnachtsabend, ewig unvergeßlich — allein, verlassen in der großen Stadt: „Ich wäre fast verirret und wußte nicht nach Haus — —." Dann Jahre später, o diese köstlichen Weihnachtswochen mit der geliebten Frau Constanze und den glückseligen Kindern! Draußen auf den stillen Gartenwegen liegt glitzernder Schnee, auf allen Sträuchern und alten Bäumen. Im ganzen Hause duftet es nach Tannen und braunen Weihnachtskuchen. Ueberall rascheln Geheimnisse, man flüstert und lacht. — „Morgen werden wir vergolden und Netze schneiden für die Nüsse", sagt er zu den Kindern. Denn die hohe, schöne Tanne wird in jedem Jahr auf die gleiche Weise geschmückt, sowie auch die Kuchen nach den althergebrachten Familienrezepten gebacken werden. Und schließlich waren all die beglückenden Vorbereitungen beendet, und der Christtag brach an. Doch nur solange er seine liebe Frau und seine Kinderschar vollzählig um sich hatte, war sein Strahlen ungetrübt.

Es kamen Weihnachtstage, an denen Kinder aus der Ferne ihre Grüße schickten. Damals schrieb er seiner Tochter Liesbeth: „Für mich fehlen zu viele von Euch, als daß das Weihnachtsgefühl so recht hätte aufkommen können." Es kam noch viel, viel schwerer. An seinem letzten Weihnachtsabend — er ahnte, daß seine Lebensfahrt sich

dem Ende nahte — fehlte der älteste Sohn Hans für immer. Als das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" verklungen war, sprach er schmerzbewegt: „Unten in Bayern, da ist ein einsames Grab, darüber weht der Wind, und der Schnee fällt in dichten Flocken darauf."

Während der alte Storm so den trauten Erinnerungen nachsinnt und in seinem Freund Mörike viele verwandte Saiten weckt und zum Schwingen bringt — es waren allerlei eigenartige Weihnachtsabende gewesen im Pfarrhaus zu Cleversulzbach, in der kleinen, vertrauten Kirche; doch heller strahlte das ewige Licht, als Gott ihm noch spät die beiden lieben Kinder schenkte — waren zwei andere selige Geister lauschend herzugetreten. Es war Lessing und Friedrich Hebbel.

Lessing wandte den Blick schnell fort von dem lichtdurchfunkelten, frohen Treiben dort unten. Er legte schwermutsvoll den Kopf in die Hand. „Ich habe ein Weihnachtsfest verlebt, Freunde", sagte er leise, „da schlug mir Gott unheilbar tiefe Wunden. Ich hatte ein erstes kurzes Jahr ruhigen Glücks an der Seite meiner Frau Eva verlebt. Am Weihnachtsabend schenkte sie mir einen Sohn, der gleich darauf die Augen für immer schloß. Noch einige Tage klammerte ich mich an die Hoffnung, wenigstens meine geliebte Frau behalten zu dürfen. Doch dann entschlief auch sie. Dazwischen läuteten die Glocken der heiligen Nächte. Die Menschen sangen: „Christ ist geboren! Ich habe es nie mehr mitzusingen vermocht."

Friedrich Hebbel hatte dem verehrten Denker aufmerksam zugehört. „Meister", redete er ihn an, „auch mein Lebensweg war dornenvoll und steinig. Und dennoch, an den Weihnachtsabenden verirrte sich fast stets ein Strahl der Liebe auch zu mir. Mein oft so tief verdunkeltes Herz wurde erhellt, und die Friedensbotschaft drang hinein. Einmal in Hamburg, ich war noch jung und kämpfte erbittert darum, meine Sendung erfüllen zu können, da lag ein Band von Novalis' Schriften vor mir und die aufgeschlagene Bibel und daneben die angefangene Judith. Es gelang mir, einen Akt weiter zu schreiben — es war wie ein schönes Weihnachtsgeschenk. Drei Jahre später war ich Weihnachten in Paris. Ich hatte fast vergessen, daß die Heilige Nacht angebrochen war. Mein Wäscher erinnert mich daran, er war mit Napoleon in Deutschland gewesen und hatte ein deutsches Christfest erlebt. Ich kaufte mir an dem Tag einen Band Goethe, dann eine Art Gebäck, das ungefähr so schmeckte wie gut zubereiteter deutscher Pfannkuchen. Dann nahm ich Elisens Brief, den ich morgens erhalten hatte, aus meiner Brusttasche, küßte ihn, erbrach ihn und fing an zu lesen. — Jahre später, in Wien, bereitete mir mein liebes Töchterchen das allerschönste Weihnachten. Ich sah, wie sie morgens, als sie zu mir eilen wollte, bewundernd vor dem prachtvollen Tannenbaum stehen blieb, das daran hängende Konfekt küßte und einmal über das andere ausrief: Wie schön, wie schön!"

Hebbel verstummte und blickte seitwärts. Der nun zwischen sie getreten war und sie mit tief verdunkelten Augen anblickte, hatte besonders schwere Dinge auf seinem Erdenweg erschaut und erlebt. Das fühlten sie alle. Es war ganz Besonderes, was er ihnen zu sagen hatte. Und doch war er nur ein schlichter feldgrauer deutscher Soldat. „Dreimal habe ich Weihnachten im Felde verlebt", sagte er still, „in Frankreich, in Belgien und in Rußland. Fast habe ich darüber die glückseligen Kinderfeste in der Heimat, bei Eltern und Geschwistern, vergessen. Am Friedensfest, der Geburt des Friedensfürsten dröhnten die Geschütze, war der westliche Himmel, über den der Sturm die Wolkenfetzen hetzt, wie ein Flammenmeer! Die Fensterscheiben unseres Quartiers vibrierten unaufhörlich. Meldereiter kommen, heben sich unheimlich ab von dem aufgerissenen Himmel. Und doch brannte in unserer Stube ein Tannenbaum, Liebesgaben aller Art für jeden einzelnen unter uns lagen darunter. Ich hielt eine Karte in der Hand von einem fremden Mädchen in der Heimat, die aus der Geborgenheit heraus einen Weihnachtsgruß gesandt hatte an einen Unbekannten an der Front. Meine Gedanken suchten sie, als wir, hinein in das Krachen der irgendwo einschlagenden Granaten unsere deutschen Weihnachtslieder sehnsüchtig und inbrünstig sangen. Sie halfen uns und gossen Frieden in unser Herz mitten im Grauen des furchtbarsten aller Kriege. Damals ahnte ich, daß die Weihnachtsbotschaft der Liebe stärker ist als aller menschlicher Haß und lichter als alle feindselige Finsternis. Seht, die Weihnachtslichter dort unten verlöschen! Wieder sinkt die Erde zurück in Dunkelheit; die Freudenlieder verstummen, und Schweigen hüllt sie ein. Seid ruhig! Dennoch siegt zuletzt das Weihnachtslicht und der Jubelgesang der Engel.

Schneeflöckchens Weihnachten

Erzählt für große und kleine Kinder

Auch im Himmel merkte man: es weihnachtet sehr. Der Postbote brachte alle Tage einen ganzen Sack voll Briefe und wenn sie der Engel vom Dienst öffnete, da waren die Weihnachtswünsche der Menschenkinder drin, der kleinen und der großen. Ach, was sie sich doch alle wünschten! Wie ein großes Warenhaus hätte der Himmel aussehen müssen, wenn der liebe Himmelsvater alle Wünsche hätte erfüllen wollen. Aber er las wie ein rechter Hausvater alle Wünsche durch und manchmal glitt ein Lächeln über sein Gesicht, wenn er die unbeholfenen Zeilen der kleinen ABC-Schützen las, manchmal auch wurde er traurig, daß die Menschen oft so unbescheiden bitten konnten.

Aber über allen Wünschen stand seine unendliche Liebe, die gerade zur Weihnachtszeit noch heller als sonst aus seinem Wesen strahlte. Die Engel hatten sich schon zurecht gemacht zur Weihnachtsfahrt auf die Erde und als er sie rief: „Jetzt ist's Zeit!" da gab er jedem einen Strahl seiner Liebe mit, den sollten die Engel in die Herzen der Menschen tragen, damit sich das Menschenwünschen erfüllen könnte. Und weil er wußte, daß so große Not auf der Erde sei, sollten die Engel an jede Tür klopfen, daß die große Not den Ruf der Liebe auch erkennen könnte.

Leer war der Himmel geworden, da kamen die Schneeflöckchen zum Himmelsvater und baten: „Laß uns doch auch auf die Erde! Wir wollen den Menschen groß und klein das Geheimnis der Freude zeigen!: Da öffnete er die Himmelstür und im frohen Reigen tanzten die Schneeflöckchen auf die Erde.

„Ach, wir haben so gefroren!" sagten die Saaten auf den Feldern. „Nun ist's schön warm unter Eurer Decke, die ihr über uns gebreitet habt. Habt Dank, ihr lieben Schneeflöckchen; jetzt können wir warm und weich warten auf die liebe Frühlingssonne. Ach, wie freuen wir uns über euern Dienst!"

„Ei, was habt ihr uns für ein schönes Mützchen aufgesetzt!" sagten die Tannenbäumchen im Wald. „Gar lustig schauen wir aus, wie Kobolde und der Nikolaus, wenn er die artigen Kinder besucht. Viel schöner ist's geworden bei uns, seit wir die Winterhäubchen tragen! Hört ihr Menschenkinder den Freudenklang, der durch den Winterwald geht!"

Am Fenster steht eine Mutter, sie ist traurig, weil die Not so hart ist und sie denkt an das Fest der Freude, das durch die Not so lichtlos geworden ist. Auf dem Arm hat sie das Bübchen, da wirbeln draußen die Schneeflöckchen vorüber und das Bübchen will sie mit den dicken Händchen greifen! Ein Freudenschimmer fliegt auch über das verhärmte Gesicht: „Du kleiner Mann siehst noch Freude, wo wir Großen sie nicht erkennen wollen. Seid bedankt, ihr Flöckchen, daß ihr mir das Geheimnis der Freude offenbart habt!"

Die Näschen an der Scheibe plattgedrückt, gucken die Nesthäkchen in das wirbelnde Treiben! „Der liebe Gott läßt Schnee schneiden!" Und wenn eins am Fenster hängen bleibt, dann ist's ein Sternchen mit vielen Strahlen. Jubelnd holen sie den Schlitten aus der Kammer, und der Vati wird als Pferdchen vorgespannt und mit roten Bäckchen und leuchtenden Augen gehen sie endlich zur Ruhe. „Ei! War das heute ein schöner Tag! So schlafen sie ein und der erste Blick am Morgen geht zum Fenster, ob auch der Schnee noch da ist! Das Geheimnis der Freude leuchtet in Kinderaugen! Seht nur hinein, ihr Großen!

Fritz und Grete gehen zur Schule, heute nicht mürrisch und verdrossen, nein, heute gibt's eine feine Schneeballschlacht! Wie die weißen Bälle fliegen! Bautz! da traf er mitten auf die Nase! Und wenn der Herr Lehrer auch eins abkriegt, er darf nicht böse sein, heute gilt das Kriegsrecht der Schneeballschlacht. Viel leichter ist dann das Aufmerken, wenn so viel Freude mit in der Bank sitzt. Wer macht mit, ihr Großen?

Und nun ist alles weiß und alles still, nur leises Klingen wie aus weiter Ferne, wenn ein Schlitten das Dorf entlang fährt. Und dann läuten die Glocken — anders — viel froher — und durch die weiße Herrlichkeit wandern die Menschen dem großen Geheimnis der Freude zu, das allen Menschen verkündet werden soll. Es kommt wie Frieden über die Menschenkinder, Frieden in der harten Not des Daseins und wie Stille in dem wunderbargeheimnisvollen Schweigen. Still wandern die Menschen heim, vergessen ist das Leid und Frau Sorge, die graue Gestalt. Die fröhliche Weihnachtszeit wirft ihren lichten Schein über die kalte Erde!

Der Herrgott aber sah herab und siehe, es war sehr gut! Ueber der sorgengebeugten Erde tanzten die Schneeflöckchen ihren weißen, weichen Freudentanz! Wir brauchen ihn nur zu sehen! Pastor Schneider-Zedlitz.

Pferdeköpfe.

Ueber den Ursprung einer alten Sitte.

Nur selten versäumt es der niedersächsische Bauer, der alle Errungenschaften der Technik in seinem Betriebe verwendet, den Dachfirst seiner neuzeitlichen Wirtschaftsgebäude mit holzgeschnitzten Pferdeköpfen zu schmücken, wie es bei seinen Ahnen seit Jahrhunderten Brauch war. Er weiß selbst kaum, warum er es tut: in treuem Gedenken an die Sitten der Voreltern, als Beweis seiner Bodenständigkeit, seines Stammesbewußtseins, aus Freude an der schmucken Hauszier oder aus einem uneingestandenen Aberglauben heraus. Zuweilen denkt er dabei an seine Schulzeit, in der von Herzog Wittekinds tapferem Hengst oder von den Opferfesten der alten Germanen hörte, bei denen das weiße Pferd solch wichtige Rolle spielte. Er erinnert sich auch wohl an die Sagen vom wilden Jäger, an Wotan, der hoch zu Roß im Sturm der Wolken und Winde über die Lande brauste, und vielen von uns sind ganz ähnliche Gedanken gekommen, wenn wir das weiße Roß im Wappen der niedersächsischen Lande in Westfalen und Hannover betrachteten. Es schien uns dann fast erstaunlich, daß sich in unserer schnellebigen Zeit solche Gedenk-Male über zwei Jahrtausende hin erhalten konnten.

Und doch gehen die Erinnerungen an das heilige Roß unserer Ahnen noch weiter zurück in die Vergangenheit. Sie reichen hinein in jene dunkle Vorzeit, die um zehntausend Jahre und länger zurückliegt, und in der unsere germanischen Vorfahren mit anderen verwandten Völkern zusammen lebten: irgendwo auf den Steppen Mittelasiens. Damals wußten sie noch nichts von Wotan und Thor, von Frau Holle und Freia, und sie hatten nur eine sehr dunkle Ahnung von dem, was wir Religion nennen. Aber Lieder und Sagen haben sich auch unter jenen arischen Steppenvölkern bereits fortgeerbt, und als eine Anzahl von ihnen auswanderten aus dem gemeinsamen Ursprungsland über die hohen Berge des Hindukusch und des Himalaya nach Indien, da zogen die Sagen und Lieder mit ihnen, und hier sind sie dann zu unserer Zeit von gelehrten Forschern aufgespürt, studiert und gedeutet. In den allerältesten dieser Lieder sind Erinnerungen aufbewahrt an das, was die alten Arier in Turkestan in der Zeit des Steppenlebens gedacht und geglaubt haben, und hier hören wir zum erstenmal von den besonderen Beziehungen von Mensch und Pferd, wie sie sich dann auf die Anschauung unserer Vorfahren forterbten.

Es ist für den Städter gar nicht so leicht, sich ein Bild von diesen Beziehungen zu machen, und wie in alter Zeit ist das Verhältnis von Mensch und Pferd auch auf dem Lande nicht mehr. Selbst der Bauer sieht heute meist nur noch eine Arbeitskraft in seinem Pferde, und er berechnet genau, ob diese Arbeitskraft sich auch bezahlt macht. Abgesehen von den außereuropäischen Nomadenvölkern — den nordafrikanischen Beduinen zum Beispiel — hat in unseren Tagen kaum jemand noch eine Ahnung davon, was das Zusammenleben von Mensch und Pferd ehemals für den Menschen bedeutet hat.

Davon aber wußten jene alten Arier. Für sie war das Pferd nicht nur Arbeitshilfe und nicht nur das siegreiche Schlachtroß, von dem die Dichter singen. Für sie war das Pferd in jener Steppenzeit Freund und Zeltgenosse, es war ihnen vor allem auch Nahrungsspender, denn die Stutenmilch, die sie dadhi nannten, war ihnen wertvollste und unentbehrliche Speise. Daher wird in den Steppenländern des Turan die Stutenmilch, die man heute dort Kumyß nennt, jetzt noch geschätzt. Freilich haben die Menschen es auch hier gelernt, die gute Gabe zu verderben, indem sie aus dieser Kumyß ein berauschendes Getränk brauen, das bekannter und beliebter ist als die Stutenmilch selbst.

Von dieser mannigfachen Bedeutung des Pferdes erzählen jene uralten indischen Lieder. „Ein Wohltäter für die Sterblichen" wird das Roß Dadhikra in ihnen genannt, und eine Strophe aus ihnen lautet:

So habe ich denn des Dadhikra gedacht,
des siegenden Rosses, des nahrungsreichen.
Duftend (von Kumyß) macht er unseren Mund,
Mache lang unser Leben.

Ganz deutlich spürt man aus diesen Worten wie aus dem ganzen Lied, daß das Pferd in jenen alten Zeiten eine geradezu religiöse Bedeutung für die Menschen hatte, daß sie übernatürliche Kräfte hinter ihm und seinen Gaben vermuteten. Sie sahen in seiner Kraft, seiner Schnelligkeit, seiner Klugheit etwas Göttliches, das sie verehrten, das ihnen im Laufe der Zeit immer heiliger und mächtiger erschien, bis sie endlich glaubten, daß sich ein Gott selbst ihnen in Gestalt des Rosses offenbare. Diesen Gott stellten sie sich vor wie einen Mann mit einem Pferdekopf, und sie glaubten, daß er vor allem ein Gott der Weisheit sei, daß er weissagen könne und auch der Heilwissenschaft kundig sei.

Ueber all das bildeten sich im Laufe der Zeit eine Menge verschiedener Sagen, die von den wandernden Volksstämmen mitgenommen und weitererzählt wurden, die sie dann mit anderen Sagen zusammenbrachten oder mit dem, was sie später erlebten, neu ausschmückten und veränderten. So kamen diese Göttersagen durch die Wanderzüge der Arier nach Indien, wo sie in den alten Liedern fortlebten, sie gelangten nach Persien und von da nach Europa und schließlich auch nach Deutschland. Auf sie ist es zurückzuführen, wenn wir die Aerzte zuweilen „Söhne Aeskulaps" nennen, denn Aeskulap, der Gott der Heilkunde, soll ein Sohn des Kentauren Chiron gewesen sein, und Kentauren waren menschliche Fabelwesen mit Pferdekörpern, die als besonders weise galten. Und gar viele von unseren deutschen Märchen und Sagen wissen von klugen, weissagenden Pferden.

So erzählt das Grimmsche Märchen von der Gänsemagd, wie der Kopf des treuen Pferdes Falada, den der Schinder über das Stadttor genagelt hatte, seiner ehemaligen Herrin, der Königstochter auf ihre Klagen Antwort gab und sie tröstete, wenn sie als Gänsemagd ihre Herde vor die Stadt trieb. Da haben wir denselben weissagenden Pferdeschädel, wie es der „Gott mit dem Roßkopf" bei den alten Indern war, und wir wissen nun, daß unsere Vorfahren Pferdeköpfe an ihre Hausdächer nagelten, um die Weisheitskraft der klugen Tiere an ihr Haus zu fesseln.

Es ist ein weiter, langer Weg durch die Jahrtausende, wenn man den Ursprung der alten Sitte, das niedersächsische Bauernhaus in Westfalen und Hannover mit Pferdeköpfen zu schmücken, finden will. Aber es bringt gewiß keinen Schaden, wenn wir diesen Weg einmal nachdenklich in Gedanken zurückgehen und uns darauf besinnen, daß unseren Ahnen das Pferd ein treuer Lebenskamerad und Freund war, ein „Nahrungsspender", dessen Hilfe bei der Arbeit für das tägliche Brot naturverbundener und vielleicht gottgewollter ist als alle fein ersonnene Technik moderner Maschinen. . . . nn.